

Memo an mich – Zypern



Yves Gorat Stommel

Memo an mich – Zypern

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an die üblichen Verdächtigen: Melanie, Kaye, Lieven und
Nerys

Impressum

Memo an mich – Zypern
© Yves Gorat Stommel
2020

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Vorwort / Warnung

Die *Memo an mich* Reihe dokumentiert einige meiner persönlichen Reiseerlebnisse – solo, mit Freunden oder mit Familie. Ich bin kein Extremsportler, Weltensegler oder Schatzsucher. Ebenso wenig habe ich den Anspruch, Reiseführer im eigentlichen Sinne zu schreiben (dazu fehlen mir sowohl das Wissen als auch der Anspruch auf Vollständigkeit). Die *Memo an mich* Reihe ist daher als eine Art persönliches Tagebuch, als eine Erinnerung gedacht. Anfangs fand die Veröffentlichung dementsprechend allein unter dem Aspekt der Zugänglichkeit des Textes für den direkten Familien- und Bekanntenkreis statt. Natürlich sind andere Leser nichtsdestotrotz herzlich eingeladen, einen Blick hineinzuworfen. Wer weiß, vielleicht inspiriert der ein oder andere Text zur nächsten Reise?

Protagonisten

Nerys

Grundinfos: weiblich, gerade neun Jahre alt

Urlaubsstärke: starkes Interesse an Natur und Fossilien

Urlaubsschwäche: hypersensitive Reaktion auf ihre Geschwister

Lieven

Grundinfos: männlich, gute zehn Jahre alt

Urlaubsstärke: begeisterungsfähig

Urlaubsschwäche: die Straße lebendig überqueren

Kaye

Grundinfos: weiblich, bald zwölf Jahre alt

Urlaubsstärke: Humor

Urlaubsschwäche: beginnende Pubertät

Melanie

Grundinfos: weiblich, 39 Jahre alt

Urlaubsstärke: hält das Chaos der anderen vier aus

Urlaubsschwäche: bevorzugt entspannte Urlaube

Yves Gorat

Grundinfos: männlich, 42 Jahre alt

Urlaubsstärke: Planung durchgetakteter Urlaube

Urlaubsschwäche: immer vorneweg rennen

21. Dezember 2019: Düsseldorf nach Mandriá

Nach den typischen zwei Stunden Vorbereitungschaos (vergessene Sachen einpacken, die Wohnung absichern und die Kinder dazu bringen, doch bitte vor der Abfahrt nochmal die Toilette aufzusuchen), machen wir uns auf den Weg in den Urlaub. Zu Fuß durch die Essener Innenstadt, mit dem Zug bis zum Flughafen Düsseldorf. So etwas war in den USA (unser Umzug von dort nach Essen liegt gerade fünf Monate zurück) nicht möglich. Jedes Land hat so seine Vorteile.

Der Skytrain am Flughafen triggert den ersten Unwohlseinsanfall bei unserer Ältesten («Oh my gosh, hängt der etwa? Sind da keine Gleise drunter?«), während unser Zweiter sich ganz vorne im Wagon positioniert, um die Fahrt mit dem Handy filmisch zu dokumentieren. Melanie macht sich bereits eine mentale Notiz, das Video später von ihrem verlinkten iCloud-Profil zu löschen.

In der Eincheckhalle reihen wir uns in die längste vorhandene Schlange an. Zwischenzeitlich lässt Lieven einfach mal den Koffer stehen. Netterweise weist ihn eine der anderen Passagierinnen darauf hin. Beim Sicherheitscheck vergisst er dann die Taschentücher aus den Hosentaschen zu entfernen. Dafür wird er nicht auf Drogen bzw. Sprengstoff kontrolliert – die Ehre kommt mal wieder Melanie zu.

Keine Bildschirme im Flugzeug; die Kinder sind enttäuscht. Zeit fürs Filmeschauen hätte ich aber eh nicht gehabt; Ich muss mich noch in die bewegte Geschichte Zyperns einlesen. Wir wollen sowohl Süd- als auch Nordzypern besuchen und als Resultat markieren Klebezettelchen etwa fünfzig Sehenswürdigkeiten. Dürfte bei knapp sechs Tagen Besuchszeit knapp werden ...

Der zweite Flug führt uns von Thessaloniki nach Lárnaka, dem Hauptflughafen der Republik Zypern. Beim Autoverleih begehe ich gleich den ersten Faux Pas, indem ich frage, ob man denn auch mit dem Auto in den türkischen Teil fahren darf.

»The Turkish occupied part?«, fragt die Dame mit irritierter Stimme.

Richtig, genau, die besetzte Seite. Ja, dahin könne man fahren, aber das Auto sei dann überhaupt nicht versichert.

Nun stehen uns bloß noch knappe anderthalb Stunden Autofahrt an der Südküste der Insel von Ost nach West bevor. Auf der falschen Seite der Straße. Die teils britische Geschichte der Insel – wobei hier dem Anschein nach so gut wie jede Volksgruppe der Menschheitsgeschichte mal das Führungszepter in der Hand hatte – hat diese unnötige Eigenheit auch hier als Vermächtnis hinterlassen.

Kurz vor zwölf erlösen wir schließlich den gelangweilten, weil auf uns wartenden Angestellten des Aphrodite Sands Resorts in Mandriá.

Geschafft!



22. Dezember 2019: Páfos, Avakás-Schlucht Strand und Königsgräber

Ich friere mir in der Nacht den Allerwertesten ab. Als ich mich schließlich aus dem Bett traue, bekomme ich die Klimaanlage nicht zum Laufen und kehre daher bloß mit Pullover bewaffnet wieder unter die Decke zurück. Frieren tue ich trotzdem. Unsere Bettdecke mit Tigermotiv ist deutlich dünner als die Daunendecken der Kinder. Obwohl ich erst letzte Woche das Buch ‚Into thin air‘ von John Krakauer gelesen habe, in dem er von den Höllenqualen seiner Everest-Besteigung erzählt, tue ich mir selber dennoch ein wenig leid. So im Urlaub, in meinem Apartment am Mittelmeer ...

Gegen 7 Uhr werden wir aus dem Halbschlaf erlöst. Zuerst von dem vielhässigen Gurren der Tauben. Dann von trippelnden Geräuschen irgendwo über uns. Schließlich von im Viertelstundentakt schlagende Glocken einer anscheinend sehr nahen Kirche.

Um halb 9 quälen wir uns alle aus dem Bett und ich verziehe mich auf den Balkon, auf dem es deutlich wärmer als drinnen ist. Dafür aber auch deutlich dreckiger. Hier scheint ein Taubenkampf bis auf den Tod stattgefunden zu haben. Federn und Auswürfe überall. Merkwürdige grüne Flüssigkeiten und vor dem Fenster der Kinder eine tote Taube. Eine Warnung? Die Zeit wird es lehren ...

In etwa zwanzig Minuten erreichen wir Páfos, die mindestens 2300 Jahre alte Bezirkshauptstadt an der Westküste. Wichtigstes Pfund der antiken Stadt (bzw. von ‚Alt‘-Páfos) war das Aphrodite-Heiligtum, da die betreffende Dame an Zyperns Küste aus dem Meer gestiegen sein soll.

Ptolemäisch, byzantinisch, fränkisch, venezianisch, osmanisch – Besitzer hat die Stadt viele kommen und gehen gesehen. Darüber hinaus zog die wichtige Hafenstadt über die Jahrtausende viele Besucher und Glücksuchende an. Und nun, als Touristenziel im einundzwanzigsten Jahrhundert, hat es die Stommel-Familie zu Gast, die auf der Suche nach einem geeigneten Frühstück die Uferpromenade entlang spaziert.



Vom ausgesuchten Restaurant aus zeichnet sich das im späten sechzehnten Jahrhundert von den Osmanen erbaute Hafenkastell imposant gegen den blauen Himmel ab. Der Weg dorthin führt uns erneut entlang der Uferpromenade, welche das erste heutige Highlight für die Kinder bereithält: Das Herumklettern auf den dortigen Felsen. Oder im Falle meines Sohnes zumindest der Versuch. Erstaunlich wie ungelenkt sich ein Zehnjähriger anstellen kann.

Ich frage mich, warum ich überhaupt mit den Dreien in den Urlaub fahre. Es sind in der Regel nicht die großen Sehenswürdigkeiten, sondern fast immer die nebensächlichen Kleinigkeiten, die sie begeistern.



Das Kastell soll heute von 10 bis 17 Uhr geöffnet haben. Hat es aber nicht. Und ein Schild oder ein anderer Hinweis auf die Besuchszeiten schien den Betreibern der Touristenattraktion wohl überflüssig.

Stattdessen begeben wir uns zum Grabungsfeld der antiken Stadt und schauen uns zuerst die Reste verschiedenster Villen mit ihren beeindruckenden Mosaiken an. Die Kinder finden jedoch nur am ‚Haus des Theseus‘ Spaß, da dort ein Mosaik mit Labyrinthmotiv erhalten blieb. Nerys ist die Schnellste bei der Lösungsfindung. Nicht die Schnellsten – oder zumindest die Gebildetsten – sind die anderen Deutschen, die in etwa zeitgleich durch die Ruinen streifen.

»Schau mal«, sagt die junge Frau Mitte zwanzig zu ihrem Mann / Freund / Bruder / Bekannten / Reisegruppenmitglied. »Die vielen kleinen Steinchen machen ein Bild.«

»Hm«, stimmt der männliche Gegenpart wissend zu, langsam mit dem Kopf nickend, um dann mit seinem Wissen zu prahlen: »Sowas kann man heute als Normalbürger gar nicht mehr bezahlen.«



Wir schauen uns weitere archäologische Stätten an, irren dann über das großflächige Gelände auf der Suche nach einem Ausgang, um schließlich gegen 1 Uhr die Weiterfahrt nach Norden anzutreten. Die Kinder werden still, als das Navi mal wieder einen Straßennamen derartiger Länge zum

Besten gibt, dass ein normaler Mensch diesen nur mit zwischendurch Atemholen aussprechen könnte.

»Ich verstehe kein Wort«, kommentiert Kaye von der Rückbank, stellvertretend für alle.

Nach etwa zwanzig Minuten von der Hauptstraße abbiegend, finden wir uns plötzlich auf ungepflasterten Wegen wieder. Zu unserer Linken taucht bald wieder das Meer auf und während die Aussichten immer schöner werden, wird die Straße zunehmend holprig. Wir schaffen es aber trotz Kleinwagen schließlich zum anvisierten Parkplatz, von dem die Wanderung zur *Avakás-Schlucht* beginnt.

Kaum hundert Meter haben wir zurückgelegt, als uns drei männliche Mufflons begegnen. Die Schafspezies ist das größte noch lebende Säugetier der Insel, nachdem unter anderem die Briten die anderen großen Lebewesen bis zum Aussterben gejagt haben. Zwei der Männchen stellen sich auf die Hinterbeine, um krachend die Geweihe aufeinander prallen zu lassen – nur um direkt im Anschluss das Interesse am Streit zu verlieren und sich lieber einträchtig und in nächster Nähe zueinander dem Pflanzenfras zu widmen.



In etwas mehr als einer halben Stunde arbeiten wir uns in die graduell enger werdende Schlucht vor. Schrittweise kommen uns von beiden Seiten

grüne Hügel näher, die Felswände werden steiler und die Sonnenstrahlen seltener.

In der Vergangenheit hatten die Kinder immer großen Spaß an dieser Art Klamm, zum Beispiel in *The Narrows* entlang des Virgin River im *Zion Nationalpark* (Utah), im *Antelope Canyon* (Arizona) oder in der *Partnachtklamm* (Bayern). Auch in der hiesigen Schlucht klettern sie aufgeweckt über rutschige Felsen und schnattern fröhlich vor sich hin. Bloß Lieven legt sich zwischenzeitlich (und erwartungsgemäß) hin, die anderen kommen mit dreckigen Fingern und leicht nassen Füßen davon. Die Tour lohnt sich, auch wenn der Blick nach oben teilweise beunruhigend ist. Unter anderem hängt an einer Stelle ein Felsen mit vermutlich vier Meter Durchmesser über den Wanderern – eingeklemmt zwischen der rechten und linken Seite der Schlucht.



An der Küste, etwas unterhalb der Klamm, halten wir an einem Aussichtspunkt, von dem wir die Kalksteinküste Südzyprens betrachten können. Hier befinden wir uns auf einer Bruchkante des ehemaligen Meeresbodens, der vor Jahrmillionen durch tektonische Bewegungen auf ein Niveau oberhalb des Meeresspiegels gehoben wurde.

Vom Aussichtspunkt aus geht es herab zum Kies- und Sandstrand. Melanie und die Kinder ziehen Schuhe und Strümpfe aus, um ins nicht wirklich kalte Mittelmeer zu steigen. Ich schaue mir stattdessen die Felswände und Gezeitenteiche an.



Mit nur fünfundvierzig Minuten bis zur Schließungszeit erreichen wir schließlich unser letztes Ausflugsziel des Tages: die Königsgräber in Páfos. Ptolemäische und römische Wohlhabende schufen sich hier in den Felsboden gehauene Gräber. Die schönsten ähneln römischen Villen, mit Treppen, Räumen und Innenhöfen.

Das UNESCO-Weltkulturerbe ist das zweite Highlight des Tages für die Kinder, die nun durch den wie ein schweizer Käse durchlöchernten Felsen jagen und sich verstecken.



Nachdem Lieven das eigentlich für den Feierabend reife Königsgrab-Wachpersonal mit einer ausgedehnten Klo-Sitzung auf sich warten lässt, fahren wir zu einem Supermarkt, um uns frühstücks- und nachtschtechnisch für die nächsten Tage einzudecken. Direkt im Anschluss soll das Abendessen folgen. Das anvisierte griechische Restaurant ist jedoch entgegen der Internet-Auskunft geschlossen. Wir nehmen uns vor, stattdessen zur nicht weit entfernten zypriotischen Taverne zu laufen. Doch bevor wir dort ankommen, taucht vor uns das Etablissement *Tea for Two* auf. Sieht auch nett aus, denken wir. Also suchen wir uns einen Tisch und freuen uns schon auf das lokale Essen.

Wir bekommen die Karte und erkennen auf den ersten Blick: englische Küche. Aufstehen und Gehen ist angesichts der bemühten Bedienung keine Option. Shit happens.

Im Apartment bekomme ich nun tatsächlich die Klimaanlage zum Laufen. Trotzdem ziehe ich mir zum Schlafen Melanies Sporthose über. Positiver Nebeneffekt: Sie hebt den Po.

23. Dezember 2019: Pétra tou Romioú, Kóúrion, Kolóssi, Limassol

Der morgendliche Blick nach draußen offenbart Sonne, Wolken – und die tote Taube von gestern. Als ich vor der Abfahrt die Dame an der Rezeption darum bitte, die Leiche zu entfernen, meint sie nur, dass es hier halt eine Menge dieser Vögel gäbe ...



Erster heutiger Anlaufpunkt ist Pétra tou Romioú. Der Legende nach wurde hier Aphrodite in einer Muschel an Land gespült. Übersetzt bedeutet der Name allerdings *Stein der Römer*. Passender, da die eigentliche Attraktion eine Ansammlung großer Kalksteinfelsen im Mittelmeer ist. Damit hätten wir bereits das heutige Highlight der Kinder abgehakt, denn sie rennen begeistert den Kieselstrand entlang, um dann den schrägen Felsen hinaufzuklettern. Bloß Kaye bleibt auf halber Höhe hängen. Nur mit klarer Absicherung (meine Person) gegen den Sturz in den Tod traut auch sie weiter hinauf.

Am Strand vor der Sehenswürdigkeit ergießt sich kurz darauf eine Busladung Touristen. Um nicht in einem Kletterstau zu geraten, treten wir vorsorglich den Weg nach unten an. Die Kinder schnipsen noch ein paar Steine ins Wasser und sammeln ein paar weitere Dutzend, die sie gedenken, mit nach Hause zu nehmen. Die müssen somit in einer der Folgenächte – unter Einbindung der Eltern – unauffällig ‚verschwinden‘.



Kóurion, vermutlich um das elfte Jahrhundert vor Christus gegründet, wurde bereits im siebten Jahrhundert nach Christus aufgegeben. Die dazwischen liegenden 1.800 Jahre waren dem Anschein nach einigermaßen erfolgreich, denn die Zivilisationsreste vermögen zu beeindrucken. Hinzu kommt die dramatische Lage auf der Steilküste am Meer.

Leider gestaltet sich der Anfang der Besichtigung suboptimal. Denn auf der Zufahrtsstraße gibt es ein Tor, vor dem ein Schild mit der Aufschrift *Tickets* angebracht wurde. Da wir schon Tickets haben, will ich weiterfahren. Wütend stürzt ein Angestellter aus dem angrenzenden Häuschen und herrscht uns an. Vollbremsung. Er winkt, ich glaube er will mich auf den Parkplatz hinter dem Häuschen platzieren, also rolle ich an. Er regt sich wieder auf. Schließlich bleibe ich mitten auf der Straße stehen, während Melanie hinausgeht und sich mehrmals für ihren dickköpfigen und geistig trägen Ehemann entschuldigt. Auf dem Rückweg stürzt sie gegen das Auto, sich Wunden an Händen, rechter Fußfessel und Ellenbogen zuziehend. Die Frage, ob sie auch das Auto beschädigt habe, kann ich erst gegen Abend stellen, da sie den Rest des Tages durchgängig stinkig auf mich ist. Denn selbstverständlich geht der Sturz auf mein Konto.

Der Gang durch das Ruinenfeld verläuft dementsprechend schweigsam.

Faszinierend ist auch bei dieser antiken Stadt, dass gleich mehrere übereinander geschichtete Bauphasen erhalten sind. Außerdem wurden am ehemaligen Marktplatz (Agora) etwa hundert Jahre nach Aufgabe der

Stadt mehrere Kalköfen errichtet. Nach und nach verschwanden Steine, Statuen und Säulen in den Schlünden, um zu Kalk verbrannt zu werden.

Nachdenklich schaue ich auf das Durcheinander an sichtbaren Epochen der Menschheitsgeschichte. Die archäologische Entscheidung, welche Schicht für die Nachwelt freigelegt werden soll und welche damit abgetragen wird, ist vermutlich keine einfache.



Als nächste Station streben wir den Zapalo-Strand an, der im Reiseführer in den höchsten Tönen gelobt wird. Nachdem wir auf dem dazugehörigen wilden Parkplatz gehalten haben (der gleichzeitig gemessen an den vielen Kondomen wohl als Sexumschlagplatz genutzt wird), beginnen wir den Abstieg – der jedoch nach etwa dreihundert Metern endet. Die Straße entlang der Kalksteilwand ist strukturell nicht mehr sicher. Schade, denn die Aussicht ist in der Tat vielversprechend: Hellblaues Wasser, schroffe Klippen, weißer Strand, menschenleer.

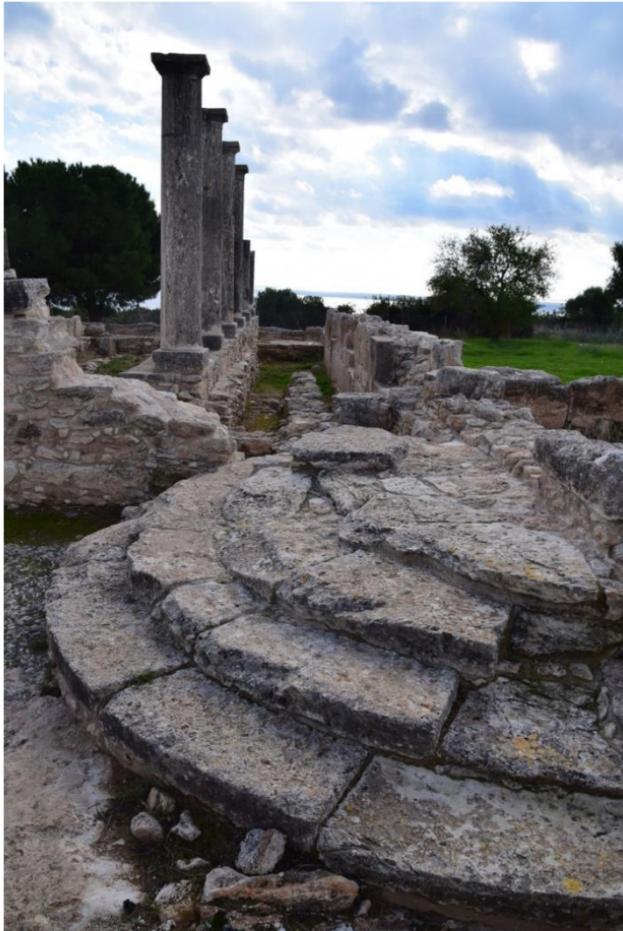
Nächster Halt: *Der Tempel des Apollo*. Bis zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar, dass wie bei heutigen Pilgerorten auch die antiken Entsprechungen über Unterbringungen und (um die Zeitenwende) öffentliche Badehäuser verfügten. Macht zwar Sinn, doch es mutet irgendwie merkwürdig an, ausgedehnte Thermen in direkter Nähe zu einem antiken Heiligtum aufzufinden.

Statt die Ruine zu betrachten, tanzt Kaye eine der restaurierten Straßen des Heiligtumkomplexes entlang und bleibt prompt an einem Kiesel

hängen. Vorwurfsvoll dreht sie sich um und schaut den Stein böse an. »Stupid rock!« Dann grinst sie und tänzelt davon.

Das erinnert mich an eine Situation von vor etwa fünf Jahren, als das Vorschulkind Lieven mehrere Meter vor mir läuft, stolpert, hinfällt, aufsteht, sich umdreht und sich lautstark und vorwurfsvoll beschwert: »Papa!«

Man selber hat nie Schuld.



Der Rückweg führt uns vorbei an der früheren Arena. Der Besuch dauert in etwa fünfzehn Sekunden: Eine etwa schulterhohe Mauer hinter uns, eine mehr oder weniger identische Mauer uns gegenüber. Dazwischen Gras.

Da der Zapalo-Strand ausfiel, suchen wir nun die unter den Kóurion-Ruinen liegende langgezogene Bucht auf. Leider ist der Kóurion-Strand recht karg und steinig. Außerdem spielt das Wetter nicht mit. Nerys und Lieven verlieren jedoch keine Zeit und beginnen, Steine zu sammeln und umzuschichten. Von außen betrachtet sinnfrei, aber sie werden sich schon was dabei gedacht haben. Die perfekte Gelegenheit, für Melanie, Kaye und mich, uns in das nächste Strandlokal zurückzuziehen.



Die Burg Kolóssi, etwa eine halbe Stunde Autofahrt entfernt, erhielt die jetzige Gestalt im fünfzehnten Jahrhundert unter den Johannitern. Innen und außen ausgezeichnet erhalten, brauchen wir zwar nicht besonders lange für die Besichtigung (die Kinder halten sich im Vergleich deutlich

länger mit einem kleinen Kätzchen auf dem Zugangsweg auf). Der Besuch lohnt sich dennoch. So muss eine Burg aus dem Mittelalter aussehen.



Limassol, die mit sechzehn Jahrhunderten nach zypriotischem Standard eher junge Stadt, enttäuscht auf den ersten Blick. Wir dringen mit dem Auto bis in das Zentrum vor – auch hier bloß Praxisbauten, kaum Bäume, grau in grau. Doch als wir beim Parkplatz aus dem Auto steigen, sehen wir uns drei alten Gebäuden gegenüber. Tollen Häusern. Verfallenen Häusern.

Augenblicklich fühle ich mich an einen Urlaub in Portugal erinnert. Die Innenstädte dort waren ebenso von Jahrhunderte alten (und oft verfallenen) Wohlstandsbauten bevölkert. Während wir durch die Straßen streifen, begegnen uns Dutzende solcher Prachtstücke, größtenteils in fortgeschrittenen Stadien des Verfalls. Wie wir lernen, trauen sich die Bewohner der Stadt nur zögernd an die Reparatur, da die nach Nordzypem ausgewanderten ehemaligen Besitzer auch nach nunmehr fünfundvierzig Jahren ihren Besitzanspruch geltend machen könnten.



Katzen! Überall Katzen!

Auch wenn wir heute bereits eine Festung besichtigt haben, besuchen wir das Mittelaltermuseum in der Limassoler Burg. Am Eingang versucht sich gerade eine junge Frau an einer Kardashian-Pose, die ich kurz darauf – in den Augen meiner Kinder nicht in annähernd gleicher Qualität – nachahme. Dann geht es durch eine weitere Bilderbuchburg – in diesem Fall durch den Bau, in dem Richard Löwenherz 1191 Berengaria von Navarra heiratete.

Die Kinder interessieren sich nur mäßig für die Ausstellungsstücke und haben stattdessen vor allem daran Spaß, ihr gestern begonnenes Spiel fortzusetzen: Baum spielen. Sie verstecken sich vor uns und sobald wir sie sehen, bleiben sie stehen. Denn – so die Logik – wenn sie sich nicht bewegen, können wir sie auch nicht sehen. Dabei machen sie sich fast in die Hose vor Lachen. Die anderen Besucher fragen sich sicherlich, was mit den Dreien geistig so alles nicht passt. Als ich mich kurz darauf zur Freude meiner Kinder am Spiel beteilige und dementsprechend auch zum Baum erstarre, graben sich gleich mehrere kleine Finger in meine Fettpolster. Mehrmaliges »Don't touch the tree!« zeigt keinerlei Wirkung.



Wir gehen über die nett hergerichtete Uferpromenade, an der die Kinder einen Spielplatz finden. Melanie und ich setzen uns auf eine Bank mit Ausblick auf das Mittelmeer. Vor uns zieht ein mutiger Schwimmer durch die Wellen.

»Oh Gott, warum?«, kommentiert Melanie.

Kurz darauf gesellt sich Kaye zu uns, ich zeige schweigend auf das Meer und den Schwimmer, der eben in die andere Richtung zieht.

»Oh god, why?«, kommentiert Kaye. So Mutter, so Tochter.

Hinter uns weint ein Mädchen. Unser Mädchen. Nerys ist irgendwie von der Wippe gefallen. Lieven ist sich erwartungsgemäß keiner Schuld bewusst. Also ziehen wir weiter, kommen aber nur fünfzig Meter weit.

»Wo ist denn der Schirm?«, fragte Melanie.

Nerys rennt zurück, um ihn zu holen – und bringt gleich den von mir vergessenen Reiseführer mit.

»Tja«, sage ich zu Kaye. »Hätten wir den hier vergessen, hätten wir die nächsten Tage die ganzen Museen und archäologischen Stätten nicht abklappern können.

»Nerys!«, regt sie sich augenblicklich bei und über ihre Schwester auf.

Wir kehren zurück in die Altstadt, in der wir weitere alte Häuser und Villen entdecken. Schließlich stolpern wir über die *Meze Taverna*, ein nettes Lokal, in dem wir nach dem Fehlgriff gestern Abend nun doch die gesuchte zypriotische Küche genießen können. Dabei nehmen wir allerdings so viel Fleisch zu uns, wie sonst in einem Monat. Folgerichtig stellen wir uns auf eine längere Wartepause ein, als Lieven sich gegen Ende des Mahls in Richtung Toilette verabschiedet. Immerhin liegen dort – nicht wie zuhause – keine Comics aus.

Mit der etwa einstündigen Fahrt zurück zum Apartment neigt sich Tag zwei von sechs seinem Ende zu.

24. Dezember 2019: Ágios Sozómenos, Nikosia Süd, Nikosia Nord

Wir brauchen etwa achtzig Minuten bis zum vor etwa fünfundfünfzig Jahren endgültig verlassenen Dorf Ágios Sozómenos. Die schrägen Reste der zweistöckigen Lehmbauten sehen wir bereits aus einiger Entfernung. Dazu gesellen sich die in rechtem Winkel stehenden zwei Mauern und einige Rundbögen der ehemaligen Kirche. Ein paar hundert Menschen wohnten hier einst, doch ab 1958 gingen erst die Griechen, dann die Türken. Ein halbes Jahrhundert tilgte anschließend den Großteil des menschlichen Vermächtnisses. Die Natur holte sich aber nicht alles wieder: Ein Bauer hat sich an der Straße niedergelassen und baut nun um die alten Ruinen herum Getreide an.



Von dem verlassenen Dorf aus geht es durch eine ländliche Gegend in Richtung der Hauptstadt Nikosia. Als es im Auto aufgrund der lokalen Schafbetriebe anfängt zu muffeln, meint Melanie vorwurfsvoll: »Oh, Kaye, musste das jetzt sein?«

Die Antwort: »Aber Mama, die anderen beiden haben doch auch!«
Witzig.

Aber auch nicht witzig.

In Nikosia quälen wir uns mit dem Auto durch die verstaute Innenstadt, da ich dummerweise unseren ersten Anlaufpunkt – den zentralen Eleftheria-Platz – ins GPS eingegeben habe. Nach dem Parken gibt es daher zur Stimmungsberuhigung erstmal Teilchen vom Bäcker, einen Kaffee für die Eltern und kurz darauf Slushies für die Kinder.

Dann kann die Besichtigung beginnen. Durch die Fußgängerzone, entlang der Ledra-Straße, laufen wir in Richtung Norden, bis wir mitten in der Stadt auf einen Grenzposten treffen. Der türkisch besetzte Teil beginnt bloß wenige Meter vor uns. Wir drehen um und schlendern die Fußgängerzone, die zu etwa fünfzig Prozent im Altbestand erhalten ist, wieder hinab. Ähnlich imposante Gebäude wie in Limassol wechseln sich mit hässlichen Beton-Zweckbauten ab. Sonnensegel überspannen die Straße, dazu bieten einige Bäume Schatten.



Die Seitenstraßen beinhalten kleine Geschäfte, die dem Anschein nach in den letzten Jahrzehnten keine Modernisierung gesehen haben. Die Inhaber – es scheint sich in der Regel um achtzigjährige Männer zu handeln – sind freundlich und hilfsbereit. Doch wir fragen uns, was wohl mit den Läden passiert, wenn die jetzigen Betreiber aufgeben.

Quer durch die Innenstadt erreichen wir die Stadtmauer, um dieser bis zum Famagusta-Tor zu folgen. Um das ehemalige Kloster Chrysaliniotissa herum durchstreifen wir anschließend begeistert die hübschen verwinkelten

Straßen mit teilweise wieder hergerichteten Einfamilienhäusern. Hier kann man sich trotz der angespannten Lage irgendwie vorstellen, zu leben.

»Nee, danke, passt«, meint Lieven, als ich ihm dies vorschlage.



Anscheinend bilden sich im Urlaub immer wieder neue Spiele. Neben dem Baum-Spiel gibt es nun auch das Detektor-Spiel. Heute begann es damit, dass Lieven einen imaginären Detektor vor mir hoch und runter führte und laut piepte.

»Was soll das denn sein?«, frage ich.

»Fart detector«, lacht er laut.

Kaye wiederholt das ganze bei mir, aber bevor sie was kommentieren kann, sage ich: »Smoking hot detector«. Von hier begeben wir uns schnell in eine Abwärtsspirale ...

Ob die Teilchen, die Getränke, oder die vom Baum gepflückte und extrem saure Mandarine: Fast die gesamte Familie verspürt langsam ein Drücken im Magen. Also schnell zum Starbucks und mutig hinein in die Vollkatastrophe, die sich Toilette schimpft.



Die Kinder hatten schon gehofft, dass unser Sightseeing-Pensum für heute erfüllt sei, doch leider haben sie sich geirrt. Wir entscheiden uns mehr oder weniger spontan, bereits jetzt auf die Nordseite zu wechseln. Erneut über die Leda-Straße gehend, zeigen wir im Abstand von fünfzig Metern gleich zwei Mal unsere Pässe vor – und finden uns in dem türkisch besetzten Gebiet wieder. Gemäß Reiseführer erwartet uns eine rückständige und heruntergekommene Stadthälfte, für die eine Stunde zur Besichtigung völlig ausreicht. Dies im Unterschied zu den drei Stunden für den im Süden veranschlagten Rundgang.



Doch ehrlich gesagt ist der Stadtkern hier deutlich schöner und interessanter als etwas weiter südlich. Da wären das halb versunkene Badehaus, die beiden Karawansereien, die riesige Sophienkirche und das Straßenlabyrinth. Dafür weniger moderne Bausünden. Klar, hier begegnen uns deutlich mehr dem Verfall preisgegebene Bauten. Durch den fehlenden Ersatz der alten Bausubstanz ist das Stadtbild aber gleichzeitig homogener. Überraschenderweise fehlt türkisches Flair. Bloß der Muezzinruf zum Mittagsgebet und die türkischen Fahnen lassen auf die Nähe zum Bosphorus-Staat schließen.



Um die Marienkirche, ein gut erhaltenes armenisches Gotteshaus, drängen sich einst großartige Villen und Häuser. Heute befinden sich diese in verschiedenen Phasen des Zerfalls. Ein starker Kontrast. Direkt um die Ecke entdecken wir die Handwerkhäuser, die nochmal schlechter dran sind. Und direkt gegenüber schließlich die Demarkationslinie. Die daran grenzenden Gebäude legen nahe, wir befänden uns in einem aktiven Kriegsgebiet. Zerschossen, zerfallen, verlassen. Hier vermutlich um die zwanzig Meter breit, klafft die Bürgerkriegswunde einmal quer durch das Herz von Nikosia.



Katzen! Überall Katzen!

Gegen vier Uhr erreichen wir die Nikosia-Mall. Der Grund für den Besuch ist das Kino. *Frozen II* haben wir uns bislang aufgehoben, da wir den Disneyfilm nicht auf Deutsch sehen wollten. Doch bevor der Streifen beginnt, geht es zuerst durch das Einkaufszentrum. Für alle gibt es nun etwas Besonderes. Etwas, auf das wir uns freuen. Für Melanie *Marks & Spencer*, für mich *Cinnabon*, für Kaye und Nerys *Taco Bell* und für Lieven Nahrung egal welcher Art (außer Gemüse). Ein etwas anderer Heiligabend, aber es beschwert sich keiner.

Um halb zehn sind wir wieder zurück im Apartment. Isabelle, die Weihnachtselfe, hat eine Kopie ihres Berichtsbriefes an den Weihnachtsmann dagelassen. Wie auch in den Vorjahren bekommen alle ihr Fett weg. Bloß ich stehe wieder blendend da. Ehre, wem Ehre gebührt.

25. Dezember 2019: Hilarion, Bellapais, Girne

Zweieinhalb Stunden brauchen wir bis zur Burg Hilarion – inklusive der unfreiwilligen Pause an der innerzypriotischen Grenze. Bei Abgabe der Pässe wird nach der verpflichteten Versicherung gefragt, die wir noch nicht haben. Also Auto zwischenparken und zum nächsten Schalther. Zwanzig Euro kostet der Wisch für drei Tage. Da passt was nicht.

»Was ist denn versichert?«, fragte ich den Verkäufer.

»Third party«, erklärt er. Also bloß die Schäden an einem lokalen Auto sind versichert, nicht die am eigenen Fahrzeug. Wir haften somit für den vollen Wert unseres Mietwagens.



Hilarion liegt hinter einem Armeestützpunkt, etwa siebenhundert Meter oberhalb des Meeresspiegels. Es wird erzählt, dass Walt Disney die Burg als Vorbild (bzw. eines der Vorbilder) für seine Märchenschlösser genutzt hat. Gut möglich, denn die mehrere Male ausgebaute Festung könnte tatsächlich direkt aus einem Fantasy-Film stammen. Sie klemmt sich über mehrere Ebenen an schroffe Felswände und ist aufgrund der gleichen Farbgebung teils kaum auszumachen. Fast der gesamte Kamm vor uns scheint umgestaltet worden zu sein. Alle möglichen Königshäuser und Herrscher haben in den letzten etwa 1200 Jahren von hier aus regiert.

Eine Kirche, Baracken, Königsgemächer, Wehrtürme, langgezogene Gänge und klamme Räume erwarten uns. Eine eindeutige Besuchsroute scheint es nicht zu geben; wir streunen relativ planlos umher. Dieses Mal

bin ich der einzige, der sich zwischenzeitlich auf den glatten Steinen hinlegt – eine Ehre die sonst Lieven zukommt. Durch den immer wieder einsetzenden Regen ist es aber auch verdammt glatt. Gerade die Treppen hinauf zur letzten Ausbaustufe, ganz oben auf dem Berg. Nerys hängt hinter mir müde im Geländer, Kaye schaut nach oben, pausiert und kommentiert »Hell, nah!« und Lieven lässt vor mir auf Gesichtshöhe einen fahren.

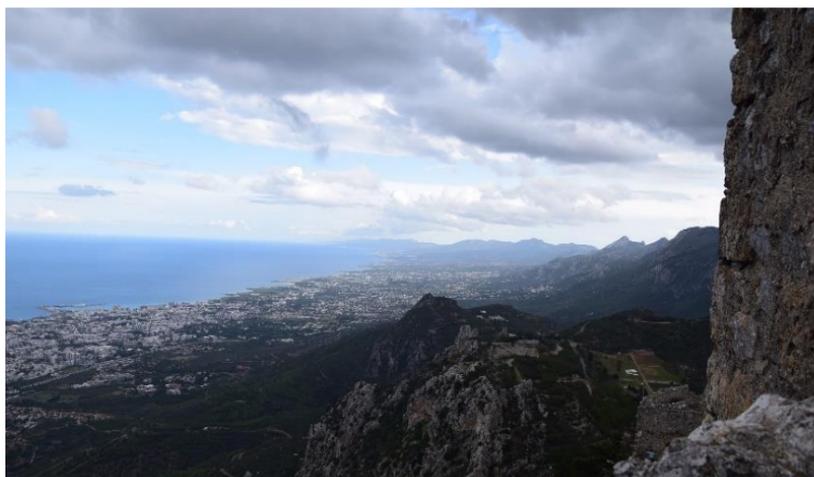
Läuft.

Als wir uns schließlich bis nach oben vorgearbeitet haben, genieße ich kurz die Aussicht, bevor ich mich in freudiger Erwartung auf die beeindruckten Gesichter meiner Kinder umdrehe.

Kaye nimmt die letzten Meter, hebt den Blick, sagt in gelangweiltem / sarkastischem Tonfall »So totally worth it« und macht sich augenblicklich wieder an den Abstieg.

Ihr Pech. Denn von hier aus kann man sowohl große Teile des Gebirges als auch die Flachebene davor betrachten. Unter uns liegt Girne, eines unserer späteren Ziele. Dahinter, sowie rechts und links, die Küste. Darüber leider nur vereinzelt blauer Himmel und vor allem dunkle und bedrohliche Wolken. Die sich uns zu nähern scheinen.

Höchste Zeit für die Flucht ins Auto.



»Beep, beep, beep«, grinst Lieven auf dem Rückweg zum Auto.
»Baldness detector.«

Natürlich ohne jedes Verschulden von Melanie ändert das GPS (welches sie in den Händen hält) die Strecke nach Bellapais in einer Art und Weise, dass die Zeit bis zur Ankunft nicht etwa abnimmt, sondern stetig zunimmt. Ich stelle nochmal richtig ein und zehn Minuten später erreichen wir das einst fast vollständig griechische Dorf mit einer völlig überdimensionierten Klosteranlage der Augustiner. Bevor wir uns im alle paar Minuten einsetzenden Regen das Bauwerk zu Gemüte führen, kehren wir allerdings zu Kaffee und Kuchen ein.

Im *Café Paganini* treffen wir auf eine etwa Achtzigjährige und ihren erwachsenen Sohn. Letzterer spricht perfektes Englisch, sie akzentfreies Deutsch. In Istanbul geboren, ist sie an einer dort beheimateten österreichischen Schule groß geworden, dann nach Toronto emigriert, um anschließend nach Istanbul zurückzukehren. Doch aufgrund ihrer armenischen und damit christlichen Herkunft, fühlte sie sich dort nicht wohl.

»Auf Zypern ist man nicht so fundamentalistisch«, erklärt sie. Tatsächlich haben wir in Nordzypern bisher kaum Zeugnisse des Islam entdecken können. Ganz selten mal ein Kopftuch. Alkohol gibt es dagegen an jeder Ecke.



Nachdem die Kinder ihren Karottenkuchen in Rekordzeit vertilgt haben, überqueren wir die Straße zum etwa achthundert Jahre alten Bau. Kirche und Refektorium haben dem Zahn der Zeit bisher standgehalten, der Kreuzgang größtenteils. Steine finden in den teilweise eingestürzten

Gewölben nur noch mit Mühe Halt. Einige haben sich gelöst und geneigt, damit den arglos darunter entlang schlendernden Besucher gefährdend.

Das Wetter und die relative Fensterlosigkeit lassen die Atmosphäre der Abtei etwas bedrückend wirken. Die Kirche treibt es auf die Spitze: Sie könnte direkt aus einem Horrorfilm stammen. Dunkel, kaum Fenster, fast schwarzes Holz und graue Steine. Man fühlt sich wie in einer Höhle. Hätte sich gut für die Verfilmung *Der Name der Rose* geeignet.

Die Kinder beschäftigen sich wieder mal mit ihrem Baum-spielen-Spiel. Wobei die Variante einfach-nur-im-Weg-herumstehen wohl nicht mehr ausreicht. Neuerdings müssen es Ninja-Bäume sein, die sich darüber hinaus noch mit Luftritten fortbewegen.

»Immerhin haben sie Spaß«, versucht Melanie dem Schauspiel etwas Positives abzugewinnen, woraufhin Kaye sich zu ihr umdreht, den Arm ausstreckt und an ihrem Körper entlangfährt.

»Beep, beep, beep!« Sie grinst. «Small breast detector! Haha!». Und rennt davon.



Als letztes Ziel für heute fahren wir Girne an. An der Nordküste Zyperns gelegen, mutet der mehrere Jahrtausende alte Ort eher wie ein Piratennest aus dem Mittelalter an. Kaum eine grade Straße, uralte Gemäuer, ein durch einen Kai eingemauerter antiker Hafen. Nicht zu vergessen die massive Burg, welche sich an den Hafen anschließt und die Innenstadt mit seinen Dimensionen fast erdrückt. Wir streifen durch das mehrfach ausgebaute

Kastell und bestaunen das sich schnell abwechselnde Spiel aus Sonne, Wolken, Regen und Gewitter. Gleich zwei Regenbögen spannen sich über dem Meer auf.



Nach einem weiteren Rundgang durch die schmalen Gässchen machen wir uns auf die Suche nach dem Abendessen. Wir brauchen mehrere Anläufe, finden uns schließlich auf einer überdachten Dachterrasse am Hafen wieder. Mezze und Gemüse für die Eltern, Kindermenüs für die Jüngeren. Der türkische Tee rundet den Besuch ab.



Auf der zweieinhalbstündigen Rückfahrt spielt Kaye den DJ. Auch wenn Kaye und Lieven beide sowohl Hip-Hop / Rap als auch Rock hören, ist Kaye momentan eher dem Ersteren zugeneigt, Lieven eher dem Zweiten. Zwischendurch dann alles mögliche andere: Vom Soundtrack, über Country bis Schulze.

Und dann auf einmal Techno.

Verwirrt schauen Melanie und ich uns an.

»Oops«, sagt Kaye. »Das ist Nerys' Musik.«

So lernt man als Elternteil hinzu. Bisher dachte ich immer, dass Nerys nicht so richtig Interesse am Hören von Musik hat (dagegen spielt sie eine gute Geige). Und schon gar nicht, dass sie ihren eigenen Geschmack entwickelt hat.



26. Dezember 2019: Tróodos-Gebirge, Vouní, Ómodos, Koiláni, Kakopetriá, Moutoullás

Während ich das Frühstück vorbereite, schleppt Kaye sich müde an den Tisch und fragt – offensichtlich nicht zufrieden mit dem bisherigen Verlauf der Reise – »Papa, Frage: Was ist eigentlich deine Definition von Urlaub?«

Durch strömenden Regen und dick eingepackt starten wir in Richtung Osten, um noch vor Limassol nach Norden abzubiegen. Und Wunder über Wunder: Die Wolken lockern sich und noch bevor wir bei unserem ersten Zwischenziel im Tróodos-Gebirge ankommen, gibt es zeitweise Sonnenschein. Damit lassen sich die etwa zehn Grad deutlich besser aushalten.



Vouní ist eines von vielen Bergdörfern in der zentralen Region Zyperns, welches mit einem massiven Bevölkerungsschwund kämpft. Zwar wird das

Dorf aufgehübscht – die Hauptstraße und einige Häuser werden gerade renoviert –, doch der Großteil der alten, aus Naturstein errichteten Bauten scheint verlassen. Nicht wenige sind mittlerweile unbewohnbar.

Es ist ein Donnerstag, der zweite Weihnachtstag, gegen 10 Uhr morgens. Und uns begegnet keine einzige Seele. Unsere Kinder sind leider nicht immer so still, wie man es sich wünschen würde, doch niemand schaut nach dem Rechten.

Gerade in dem Moment, als wir bei der Dorfkneipe / dem Café vorbeigehen, begegnet uns die erste Person. Die Inhaberin tritt vor die Tür und nickt uns freundlich zu. Ermutigt betreten wir das Gewölbe, in dem sich neben der älteren Dame drei Rentner aufhalten. Die Männer nippen an ihrem Kaffee und schauen dabei eine griechische Soap-Opera. Alle scheinen entspannt. Hin und wieder lächelt uns einer der drei Männer freundlich zu. Vielleicht ist der Lebensabend im Dorf doch erfüllender, als von mir bisher gedacht. Wobei ich mich frage, ob nicht das Fehlen der drei Ehefrauen auch ein Faktor bei der zur Schau gestellten Zufriedenheit spielen könnte ...

Das zweite Bergdorf, Ómodos, kann auf dem Parkplatz mit mehreren Bussen aufwarten. Wir sind somit nicht die einzigen Besucher. Tatsächlich gibt es viele kleine Geschäfte und Restaurants, die Häuser sind herausgeputzt und einladend, der Verlauf der Straßen auch hier unvorhersehbar, das zentrale Kloster ein Traum. Wären nicht die roten Feuerlöschvorkehrungen an den Wänden des kirchlichen Komplexes, käme man sich um ein paar Jahrhunderte in die Vergangenheit versetzt vor.

In der Kirche küssen die Besucher den verschiedenen Heiligenabbildungen auf die Gesichter. Die Seuchen freuen sich über die ausgezeichnete Hilfestellung.

»Und was haltet ihr von der Stadt?«, frage ich die Kinder, selbst ziemlich begeistert.

Lieven nickt anerkennend. »A lot more people who are alive!«



Von unbewohnt, zu bewohnt, zu unbewohnt. Unsere dritte Fahrt führt uns nach Koiláni. Auf dem verlassenen Parkplatz-Basketballplatz-Kombo sammeln wir ein paar Granatäpfel, um dann durch die kleinen Gassen zu streunen. Wie im Reiseführer bereits angedeutet, ist das Dorf zwar recht tot, aber doch nicht ganz so verlassen wie behauptet. Immerhin begegnen wir gleich vier Personen. Die Jüngste davon ist allerdings um die siebzig. Auch hier scheint es deutlich mehr Katzen als Menschen zu geben; ganze Straßenzüge sind leergezogen. Schöne Bausubstanz, aber leider wenig Bewohner, die sie erhalten können. Eine merkwürdige Mixtur von Zerfall: Einerseits kaputte und eingefallene Gebäuden, andererseits kein Müll auf den Straßen oder Graffiti an den Wänden.



Kakopetriá bietet ganz andere Freuden als die drei vorherigen Dörfer. So nimmt sich die durchgängig erhaltene Altstadt sehr homogen aus. Bloß jedes fünfte Haus ist reparaturbedürftig. Mein Reiseführer behauptet, dass es zum Kauf eines dieser verbliebenen Ruinen gratis die recht strikte Auflage zur historischen Renovierung gibt. Das Dorf übernimmt dabei jedoch die Hälfte der Kosten.

Herrlich verwinkelt, überall Ecken, Balkone und Überhänge. Man verläuft sich trotz des schmalen Grats, auf dem sich das Dorf befindet, ziemlich einfach. Einige Geschäfte und Cafés laden zum Verweilen ein, dazu gibt es an jeder Ecke idyllische Ausblicke. Einen Moment lang stelle ich mir vor, wie es wäre, hier alt zu werden. Fast könnte ich mich hier sehen – wenn die Umgebung nicht so weit ab vom Schuss wäre.



In den letzten Tagen habe ich mich tatsächlich immer wieder gefragt, wie ich meinen Lebensabend (wenn ich es denn bis dahin schaffe) verbringen möchte. Es gibt hier auf Zypern viele schöne Gebäude, doch die Priorität müsste wohl zuallererst auf den gewünschten Freizeitmöglichkeiten liegen. Erst dann kommt die Frage nach der Bleibe. Letztere wäre in Kakopetria sicherlich ansprechend. Aber würden wir hier, relativ isoliert inmitten einer

übersichtlich großen Insel, wirklich Tag um Tag, Monat für Monat, glücklich?



Eigentlich beinhaltet meine To Do Liste für heute noch drei weitere Dörfer, doch das Städtchen Tróodos (gleicher Name wie das Gebirge / die Region) soll keine wirklichen Sehenswürdigkeiten bieten. Daher fahren wir direkt nach Pródromos. Bereits vom Auto aus erkennen wir, dass sich ein Besuch für uns nicht wirklich lohnt. Bleibt noch der letzte geplante Stopp: Moutoullás. Hier befindet sich eine der zum UNESCO Weltkulturerbe gehörenden Scheunendachkirchen. Etwa vier Meter hoch, mit einem Grundriss von grob fünf bei acht Metern, nimmt sie sich von außen tatsächlich bloß wie ein kleines Bauerngehöft aus. Innendrin bietet die *Panagia de Moutoullá* aber 750 Jahre alte Wandmalereien. Ich bin eigentlich davon ausgegangen, dass wir nicht hineinkönnen, bzw. erstmal die Bewahrerin des künstlerischen Vermächtnisses anrufen müssen. Doch die Tür ist nicht verschlossen. Die Alarmanlage blinkt zwar, schränkt uns bei der Besichtigung der beiden Räume jedoch nicht ein. Ein Wunder, dass sich hier noch keine Jugendlichen zur Ausübung eher kontemporärer Kunstformen wie Graffiti eingefunden haben.



In Moutoullás hat der Regen uns nun endlich eingeholt, und er kommt die nächsten anderthalb Stunden unserer kurvigen Fahrt nach Limassol auch nicht mehr zum Erliegen. Wir fahren zum Einkaufszentrum der Großstadt, da dort hoffentlich die Restaurants auch am 26. Dezember Gäste empfangen. Gesättigt und mit Kuchen versorgt, bleibt uns bloß noch die Rückfahrt in die Ferienwohnung.

27. Dezember 2019: Lárnaka, Sea Caves, Famagusta

Lárnaka, etwa achtzig Minuten von unserem Apartment entfernt, scheint Páfos nachzueifern: Strandpromenade und Hafenkastell. Dabei ist der eigentliche Claim-to-Fame des mittelgroßen Ortes die Lazarus-Kirche. Der von Jesus aus dem Tod wiedererweckte Mann wurde der Legende nach im Anschluss an das Wunder hier auf Zypern zum ersten Bischof der antiken Stadt Kition – dem heutigen Lárnaka.

Aber noch können wir den Pilgerort nicht besuchen, da die Kinder der Selbstdarstellung nach nahe dem Hungertod sind. Wir gehen gegenüber von der Kirche brunchen.



Mit vollen Mägen und daher deutlich besserer Laune besuchen wir anschließend das Gotteshaus. Nackter Stein, dazu viel Gold und Heiligenbilder. Bereits in Bellapais gab es diese Kombo, doch hier erhebt ein Reliquienschein mit Schädel und Gebeinen des Heiligen den Bau zu einer Pilgerstätte.



Entlang alter Packhäuser laufen wir anschließend die Uferpromenade entlang. Zum ersten Mal können die Kinder auch kurz in tatsächlichem Sand spielen – eine Seltenheit auf Zypern, wo sich in der Regel nur Steinstrände finden.

In Summe hat Lárnaka aber nicht besonders viel zu bieten; wir machen uns bald wieder auf den Weg.



Wenn man den Stau in Lárnaka abzieht, dauert es in etwa eine halbe Stunde bis zu den *Sea Caves*.

Zu lang für die Kinder.

»Dürfen wir Musik hören?«, fragt Kaye.

»Nee, gerade nicht«, antworte ich.

»Warum nicht?«

»Ein wenig Ruhe«, erwidere ich.

Kaye stöhnt.

»Du kannst uns ja eine Geschichte erzählen«, schlage ich vor.

Kurz wird es still, dann setzt sie sich auf. »OK. Once there was an ancient man. He was about 42 and balding. He thought he was handsome, but he was not. He ...«

Ich unterbreche sie. Den Rest der Geschichte kann ich mir ausmalen.



An der unwirtlichen südöstlichen Küste Zyperns hat das Mittelmeer die Insel Foto-affin erodiert. Riesige Höhlen klaffen in den Klippen, die Oberfläche ist von Wind und Wetter zerfressen. Besonders beliebt bei Besuchern ist eine Bucht, die so aussieht, als hätte ein Riese einen Bissen aus der Küste genommen.

Während man der Abbruchkannte der Klippen folgt, läuft man, ohne es zu wissen, immer wieder über ausgehöhlten Boden. Erst der seitliche Blick zurück in die Bucht enthüllt die löchrige Struktur. Etwa drei Dutzend Touristen lichten sich an den unterschiedlichsten Stellen ab, bevorzugt auf den überhängenden Felsungen. Obwohl Schilder darauf hinweisen, dass man nicht weniger als drei Meter an die Ränder herantreten soll, da die Klippen instabil sind. Vor allem zwei Orte haben es vielen angetan: Einen Bogen, in den man hineinklettern kann. Und eine besonders spektakuläre Felsung, unter der es etwa zehn Meter hinab auf von Wasser umtobte Felsen geht.

»Willst du da mit den Kindern für ein Foto drauf?«, fragt mich Melanie.

»Nein, zu gefährlich«, erwidere ich.

Sie nickt. »Deswegen wollte ich selbst auch nicht drauf.«

Entgeistert schaue ich sie an. »Aber für mich und die Kinder ist das in Ordnung?«

Ein echter Familienmensch, meine Frau. *(Nachträgliche Anmerkung von Melanie: Zu meiner Verteidigung, es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass Gorat und die Kinder etwas nicht ganz Ungefährliches gemacht hätten.)*

Nicht nur unter uns, auch hier oben haben das Meer und das Wetter destruktive Arbeit geleistet: Der Boden ist zerfressen und sieht aus wie ein aufgeschnittener Schwamm. Unter anderem deswegen sieht man überall eingebettete Muscheln. Millionen Jahre alt, könnten sie den Anschein nach auch erst gestern angeschwemmt worden sein. Nerys – unsere Fossilienjägerin – sammelt einige ein. Bloß um dann zu fragen, wie viel Geld sie dafür wohl bekommen würde. Wir müssen unsere kleine Kapitalistin enttäuschen.



Eigentlich hatte ich noch mehrere weitere Stopps für heute geplant, doch die Zeit wird knapp. Nach Famagusta wollen wir aber noch, ein Ort direkt hinter der Grenze im türkisch besetzten Gebiet. Erneut müssen wir durch eine Passkontrolle. Anschließend fahren wir etwa zehn Minuten lang durch Niemandsland. Rechts und links dutzende, wenn nicht hunderte von entkernten, seit vierzig Jahren unbewohnte Häuser. Dazwischen ausgebleichene Sträucher und braunes Gras. So sieht Bürgerkrieg aus.

Auch als wir durch Famagusta fahren, bleibt uns der abgezäunte Bereich zu unserer Rechten erhalten. Einige prunkvolle, historische Gebäude zerfallen langsam und werden von der Natur überwuchert. Faszinierend und erschreckend zugleich. Liebend gerne würde ich mich durch die Ruinenlandschaft arbeiten.



Der eigentlich historische Kern von Famagusta liegt innerhalb einer massiven, vollständig erhaltenen Stadtmauer. Wobei Bollwerk der bessere Begriff wäre. Etwa fünfzehn Meter hoch, acht Meter breit und mit einer Seitenlänge von etwa drei Kilometern, wundert es uns, dass die Stadtbefestigung und die darin eingeschlossene Innenstadt nicht mehr Touristen anzieht. Zugegebenermaßen ist die Bausubstanz Famagustas nicht homogen. Einerseits das Bollwerk, dutzende Kirchen (bzw. Kirchenruinen) und ein paar Packhäuser. Andererseits Freifläche oder neuere, eher langweilige Bauten.



Von der *Canbulat-Bastion* im Südosten aus laufen wir zuerst den Wall entlang nach Nordwesten. Uns begegnen kaum Menschen. Linkerhand finden sich einige wenige Läden. Nach ein paar hundert Metern erreichen wir das Seetor. Der venezianische Löwe begrüßt uns: Eine Erinnerung an die Zeit, als die Lagunenstadt bzw. dessen Herrscherhaus auch hier das Sagen hatte. Tatsächlich war Famagusta eine Zeit lang eine Weltstadt auf Augenhöhe mit Venedig.

Von oben bietet das massiv gebaute Seetor einen guten Ausblick auf die Stadt und den Hafen, jeweils auf den gegenüberliegenden Seiten des Tores. Und weiter nach Nordwesten entdecken wir bereits die Burg, die sich in die Ecke des Walls fügt. Die Festung wurde nach Othello benannt, angesichts der Vermutung, dass Shakespeare dieses Bauwerk vor Augen hatte, als er die Geschichte um den Feldherren schrieb. Hier also kam die imaginäre Desdemona ums Leben. Doch auch unabhängig von der literarischen Bedeutung lohnt sich die Besichtigung der Burg. Man kann mehrere Bauphasen erkennen, zum Beispiel wo eine vermutete Kirche später in einzelne Räume aufgeteilt wurde. Außerdem ist es erschreckend zu sehen, wie kurzlebig Sandstein ist. Kaum fünfhundert Jahre alt, haben einige Steine bereits mehr als die Hälfte ihrer Substanz verloren. Die Europäische Union – neben anderen Vereinigungen und Institutionen – hilft bei der Restaurierung und Sicherung der Burg. Auch in Nordzypern. Wir vermuten, weil das besetzte Gebiet nicht als eigenständiger Staat

anerkannt wird und damit weiterhin zu Zypern gehört – welches wiederum EU-Mitglied ist.

Nach dem Besuch der Festung streifen wir durch die Stadt, von Kirchenruine zu Klosterruine, zu Kirchenruine, zu Palastruine. Hier und da gibt es auch noch vollständige Gotteshäuser, die jedoch zweckentfremdet wurden, zum Beispiel als Kneipe. Nichtsdestotrotz ist noch heute sichtbar, dass die Stadt einst sehr beeindruckend gewesen sein muss. Die Knochen sind noch da, aber das Fleisch fehlt. Wenig ist von dem Glanz geblieben. Bloß direkt vor der Kathedrale mag man sich noch in die Zeit zurückversetzen, als sich hier, auf dem großen Balkon des gotischen Baus, das eine nach dem anderen Oberhaupt der Lusignan-Familie zum König von Jerusalem ausrufen ließ.

Heute ist die Kathedrale zu einer Moschee umgestaltet. Die Steinfiguren wurden entfernt oder deren Köpfe abgeschlagen. Die Fensterdarstellungen wurden durch geometrische Muster ersetzt. Und ein Minarett wurde aufgesetzt.

Wir treffen gerade zu dem Zeitpunkt ein, als der Muezzin zum Gebet ruft. Am Ende des Adhan hört man Telefonlaute und ein Knacken, als die Fernsprechanlage ausgeschaltet wird. Vorbei die Zeiten, als der Geistliche noch auf den Turm stieg.



Wir setzen unseren Rundgang fort, unterbrochen durch eine Panikattacke von Kaye (und Melanie) als ihr ein Hund zu nahekommt. Zur Beruhigung setzen wir uns in ein nettes Café, um dann allerdings zu spät loszufahren. Erst gegen sechs erreichen wir Mandriá, wo sich unser Apartment befindet.

Bei einer lokalen Taverne bekommen wir schließlich noch ein würdiges letztes Abendessen in schöner Atmosphäre. Die Kinder freuen sich an der offensichtlich britischstämmigen Bedienung. Wir fragen uns in dem Zusammenhang, ob die britische Geschichte der Insel für die bisher immer viel zu großen Portionen verantwortlich zeichnet.

Damit neigt sich der Urlaub dem Ende zu. Um halb neun liegen alle im Bett.

Ach so: Die Ninja-Bäume ließen sich heute nur einmal blicken. Dafür gab es mehrere neue Detektoren:

- Stupid detector
- Fat kitty detector
- Dumb question detector



28. Dezember 2019: Heimflug

2 Uhr morgens. Beziehungsweise 1 Uhr morgens in Deutschland. Aber wir sind gar nicht so müde wie befürchtet.

Schnell wecken wir die Kinder und packen die letzten Sachen ein. Dann geht es zum Flughafen nach Lárnaka. Trotz Widerworte meinerseits möchte Melanie unbedingt zwei Stunden vor Abflug da sein und so steigen sie und die Kinder um 3.40 Uhr vor dem Terminal aus, während ich noch tanken fahre und anschließend das Auto abgebe.

Als ich kurz darauf den Flughafen betrete, sind die Formalitäten bereits erledigt.

Der Grund?

Der Flughafen ist quasi leer.

Wir sind die einzigen Idioten, die wirklich zwei Stunden vorher aufgetaucht sind.

Auch die Pass- und Sicherheitskontrollen bringen wir ohne jegliche Warteschlange hinter uns. Die einzige minimale Verzögerung ergibt sich, als Melanie mal wieder auf Drogen bzw. Explosive überprüft wird.

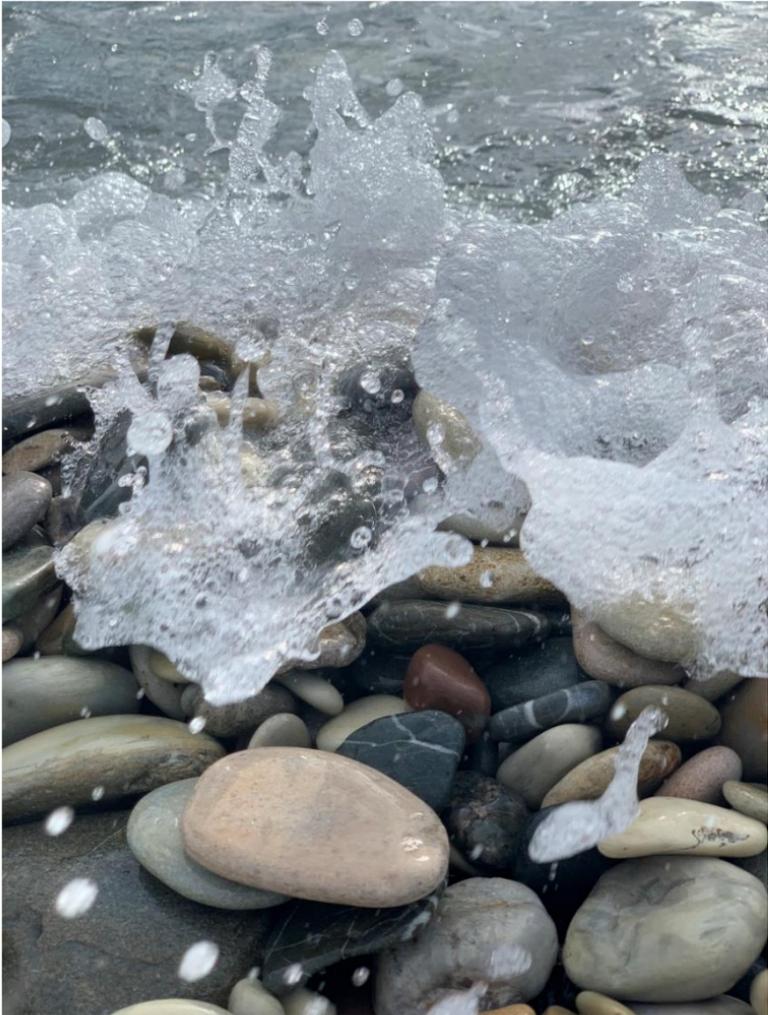


Auch in Athen müssen wir die gesamte Sicherheitsroutine erneut durchlaufen. Pünktlich landen wir in Düsseldorf, um kaum eine Stunde später in Essen die Haustür aufzuschließen.

Große Aufregung: Der Weihnachtsmann war da!

Damit ist der Urlaub für die Kinder erstmal vergessen. Aber mir wird die kurze Reise sicherlich noch lange beibleiben. Mehrere Jahrtausende Menschheitsgeschichte, ein lebendiges Beispiel der verheerenden Wirkung eines Bürgerkriegs, zwei unterschiedliche Kulturen auf engem Raum und dazu eine idyllische Lage inmitten des Mittelmeers: Eine Reise nach Zypern lohnt sich.

Auf zur Planung des nächsten Urlaubs ...



Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Golfküste Florida bis Louisiana;
Gran Canaria; Mittlerer Westen und Rocky Mountains; Mittleres Rheintal;
Mallorca; Nordkorea; Schwarzmeerküste Bulgarien und Rumänien; Venedig;
Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme;
Doppelbelegung; Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv;
Manifestation; Marionetten; Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den **Newsletter** (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Zeittüren«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/zeittüren/

Prolog

Verona, Juli 2014

Wie aus dem Nichts tauchte ein massiver gelber Körper neben James auf. Ein dumpfes Grollen ging von dem Löwen aus, der nur wenige Zentimeter entfernt an dem Dreizehnjährigen vorbeistreifte. James hatte das Raubtier nicht kommen hören. Vermutlich, weil er in Gedanken längst woanders war und er seine Umgebung kaum noch wahrgenommen hatte.

Mit erneuter Aufmerksamkeit ließ James den Blick über das vor ihm liegende Amphitheater schweifen. Erstaunlich wie schnell man sich an das Außergewöhnliche gewöhnte: Vor 24 Stunden hatte er diesen Ort noch nicht Mal gekannt!

45 ovale Steinränge strebten konzentrisch dem Himmel entgegen. Ihre Mitte wurde durch die eigentliche Arena markiert, ausgelegt mit Sand, welcher zu römischer Zeit die Bühne für Darstellungen, Theateraufführungen, aber auch Kämpfe auf Leben und Tod gewesen war. Ein zentraler Ort, der Nabel der damaligen sozialen Welt, durch Tausende von Menschen auf den kalksteinernen Rängen betrachtet.

Heute jedoch, hatten sich nur zwei Personen in dem Amphitheater zu Verona eingefunden. James, sowie Walker, sein deutlich älterer Begleiter. Allein waren sie dennoch nicht. Auch wenn es an Menschen mangelte, so war eine Art von Lebewesen mehr als großzügig vertreten: Ein breites Sammelsurium aus der Überfamilie der Feloidae, der Katzenartigen.

Tiger, Leoparden, Löwen, Luchse, Ozelots, Geparde und andere Groß- und Kleinkatzen tummelten sich in ihrer nächsten Nähe. Sie saßen auf den Rängen des Amphitheaters, lagen faul der Länge nach ausgestreckt in dem Sand der Arena und betraten beziehungsweise verließen das Bauwerk durch die vertikalen Flächen zwischen den Rängen.

Die hochkantigen Flächen zwischen den Sitzreihen: Eine weitere Besonderheit des Amphitheaters. Dort, wo die vertikalen Steinoberflächen

der Ränge sein sollten, zeigte sich tiefste Schwärze. Eine durch Nichts zu erhellende Dunkelheit. Und doch war etwas dahinter. Durchgänge, wo keine Durchgänge sein sollten.

So viele Besonderheiten, so viele Geheimnisse. Und gleichzeitig saß neben ihm jemand, der alle Antworten besaß, sie allerdings nur zögerlich preisgab.

Ohne Walker anzuschauen, fragte James: »Und wann erzählst du mir die Entstehungsgeschichte des Amphitheaters?«

»Immer noch aufnahmefähig?« Eine unnötige Frage, eine rhetorische Frage, und so wartete er nicht auf eine Antwort, sondern stand auf. »Erzählen: Ja. Aber nicht mehr im Sitzen. Komm wir laufen eine Runde.«

Aufgeregt sprang James auf, nachdem er Brownie eilig abgesetzt hatte. Dann rannte er an Walker vorbei die Stufen hoch. Hier, einen Rang höher als Walker, befand er sich auf dessen Augenhöhe. Gemächlich schlenderten sie durch die Morgensonne.

»Es begann alles im Jahre 44 nach Christus¹. Wir befinden uns im schönen Verona, im heutigen Italien.

Verona, 44 nach Christus

Ihr Ausgangspunkt war ein kleines Haus nahe dem Fluss Etsch gewesen. Nach einer unruhigen Nacht, immer wieder durch ungeduldige Blicke auf die Wasseruhr unterbrochen, hatten Titus und Lucius noch vor Sonnenaufgang ihr Elternhaus verlassen. Ihr Ziel lag einen Fußmarsch von etwa zehn Minuten entfernt, doch die Vorsicht ließ sie freiwillig den einen oder anderen Umweg in Kauf nehmen. Ihr Ausflug war gewiss nicht ohne Risiko und trotz ihres jugendlichen Übermutes klopfte ihnen das Herz bis zum Hals. Bloß der Umstand, dass sie zu zweit waren, ermöglichte jedem, aus der Anwesenheit des jeweils anderen ein wenig zusätzlichen Mut zu schöpfen.

Das fahle Mondlicht erlaubte nur das Erkennen von Konturen: Häuser, Villen, ein Tor. Hier und da zeigte sich bereits das Licht einer Öllampe durch geschlossene Fensterläden. Titus und Lucius hielten sich mittig der Straßen, in der Hoffnung, ihre Distanz zu den Häusern würden die Wachhunde nicht anschlagen lassen. Bloß kurz vor den Kreuzungen

¹ Selbstverständlich redete man damals nicht vom Jahre 44 nach Christus, da Christus aus Sicht der damaligen Römer – falls überhaupt bekannt – keine Person war, nach der man eine Zeitrechnung benennen sollte.

suchten sie entweder die linke oder rechte Häuserzeile auf, an der sie sich dann bis zu der Querstraße vorarbeiteten.

Sie hatten etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als Lucius alarmiert die Hand hob und schnell die Ladenfront zu seiner Rechten aufsuchte. So flach wie möglich drückte er sich gegen die Häuserwand; sein Bruder tat es ihm unaufgefordert gleich. Beide waren in eine braune Tunika gekleidet, locker durch einen Gürtel zusammengeschnürt. Ein Blick auf Lucius zeigte Titus, dass dieser sein Gesicht zur Seite gewandt hatte. Dunkles Haar verdeckte sein Gesicht. Augenblicklich ging Titus die Warnung seines Bruders durch den Kopf: Dein helles Gesicht ist der Teil von dir, der im Halbdunkel am Deutlichsten hervorsticht! Schnell duckte Titus sich, schob seinen Arm über seinen Kopf.

Einige Sekunden vergingen, von dem Zwilling schweigend und in höchster Anspannung verbracht. Menschenstimmen ließen sich nicht vernehmen, dafür nahm mit jedem verstreichenden Augenblick das Taubengurren zu. Zwar erhöhte die stetig an Lautstärke gewinnende Geräuschkulisse das Risiko eines sich unbemerkt nähernden Soldaten oder Wachmannes. Gleichzeitig wurde jedoch die Entdeckung der beiden 13-Jährigen aufgrund eines unbeabsichtigten Geräusches unwahrscheinlicher.

Lucius schien zu dem Schluss zu kommen, dass die Gefahr gewichen war. Mit einer knappen Handgeste bedeutete er Titus, dass es weiter ging.

Ohne weitere Zwischenfälle legten sie die zweite Hälfte ihrer Reise zurück. Durch verlassene Straßen und die Pforte einer ehemaligen Stadtmauer näherten sie sich dem von Weiten sichtbaren Amphitheater. Das Wahrzeichen Veronas war um 30 nach Christus erbaut worden und hob sich angesichts der frühen Morgenstunde trotz ihrer in Weiß und Rosa gehaltenen Kalksteinfassade nur als schwarzer Schatten gegen den klaren Sternenhimmel ab.

Auch heute verharren die beiden Brüder innerhalb der auf das Amphitheater zuführenden Häuserschlucht. Im Schatten der Wände und Dächer. Die Überquerung der offenen Fläche vor dem monumentalen Bauwerk war ein kritischer Punkt ihrer Reise. Denn hier waren sie für einen möglichen Beobachter eindeutig auszumachen; hier zeigten sie sich wie auf einem Präsentierteller.

Lucius übernahm die Führung – wie üblich. Er hatte vor Titus das Licht der Welt erblickt und leitete darauf basierend schon seit jeher seine Autorität über Titus ab. Langsam, mit einem gezwungen entspannten Gang, wagte er sich auf den Platz vor. Schritt für Schritt überquerte er die Distanz. Vor Anspannung wie gelähmt verfolgte Titus das Vorwärtstommen seines

Bruders von seinem Versteck aus. Er atmete erst wieder aus, als Lucius im Schatten des Amphitheaters verschwand. Weitere Sekunden vergingen, dann wagte auch Titus den Marsch hinüber und stieß kurz darauf unterhalb der massiven Mauer auf seinen Bruder.

Der Zwilling betrat das Bauwerk durch einen der vielen Eingänge, die zu dieser frühen Morgenstunde noch nicht bewacht wurden. Gehetzt legten die 13-Jährigen den Weg durch das Innenleben des Steinkolosses hinauf auf die Zuschauerränge zurück. Einen der zahlreichen, die Ränge durchbrechenden Zugänge nutzend, betraten sie das nach oben hin geöffnete Innere des weitläufigen Gebäudes. Noch befanden sie sich auf einem der unteren Ränge, und das zentrale Oval vor ihnen, die Arena, ließ sich von ihrer jetzigen Position aus kaum ausmachen. Doch momentan galt ihr Interesse weniger der eigentlichen Bühne des Amphitheaters. Vielmehr suchten sie hastig die Ränge nach anderen Menschen ab. Zu ihrer Erleichterung schienen sie allein zu sein. Ihre Körperspannung ließ merklich nach und wie zur Bestätigung suchten sich ihre Blicke. Ein kurzes Nicken, dann trennten sich ihre Wege: Titus ging nach links, während Lucius nach rechts strebte. Obwohl ihre Augen sich längst an die Dunkelheit gewöhnt hatten, gingen sie vorsichtig, um nicht durch einen unbedacht gesetzten Fuß einen Sturz die steinernen Ränge hinab einzuleiten.

Wie vorher besprochen, suchten sie beide den jeweils genau in der Mitte ihrer Längsseite gelegenen Platz des 30. Ranges auf. Durch etwa 80 Meter Luftlinie voneinander getrennt, setzten Titus und Lucius sich auf den während der Nacht abgekühlten Sandstein.

Sie hatten ihr Ziel erreicht. Schweigend ließen sie den sich ihnen bietenden Anblick auf sich einwirken. Tief unter und zwischen ihnen das Oval der Arena, umgeben von einer hohen Mauer, von welcher aus sich die Sitzreihen konzentrisch wie Zwiebelringe nach außen hin ausbreiteten. 45 Stufenränge, von denen auf beiden Seiten die unteren 13 Reihen durch kolossale Eingänge zur Arena durchbrochen waren. Auf diesen Toren befanden sich zwei Terrassen, umgeben durch Brüstungen. Außerdem zeigte sich den Brüdern eine Vielzahl von großen, rechteckigen, in den Sitzreihen klaffenden schwarzen Löchern: Durchgänge, welche den Zu- und Abstrom der Menschenmassen erst ermöglichten.

Dort unten, in der Mitte der normalerweise mit Sand ausgelegten Arena, sollte in ein paar Stunden eine Naumachie stattfinden – eine Theaterdarstellung einer Seeschlacht. Das Amphitheater zu Verona war eine der wenigen im Römischen Reich, welches die Flutung eines wesentlichen Teils ihrer Arena erlaubte. Vom zentralen Bassin aus strebten

vier Wasserarme entlang der beiden Hauptachsen bis zur umschließenden Arenamauer: Ein Kunststück der Ingenieurskunst und der Stolz der Stadt.

Der schwache Mondschein hob Teile des Bauwerks aus der Dunkelheit und die volle Scheibe des Himmelstrabants spiegelte sich in der glatten Wasserfläche: Wie ein einzelnes weißes Auge starrte es aus den Tiefen der Erde hinauf zu Lucius und Titus, den einzigen Betrachtern dieser unwirklichen Szenerie.

Die beiden Brüder schwiegen, sogar ihr Atmen war kaum zu hören. Die Ruhe, sie war so ungewohnt für diesen Ort. Deswegen waren sie hier. Sie liebten die Stille vor den großen Spektakeln. Die Vorbereitungen wurden in der Regel am Tag vorher abgeschlossen und das Amphitheater anschließend sich selbst überlassen. Ein gigantisches Bauwerk, welches einem ruhendem Riesen gleich schweigsam und den Ereignissen harrend da lag. Der Moment ließ sich vergleichen mit dem durch einen langen, tiefen Atemzug gefundenen Frieden – allerdings auch wie die trügerische Ruhe vor dem Sturm.

Titus sah hinab auf die Wasserfläche und entdeckte in der Widerspiegelung seinen Bruder. Dieser saß in der exakt gleichen Körperhaltung ihm gegenüber. Zwei einzelne Personen, im oberen Drittel eines sonst verlassenen Amphitheaters. Sie wussten, dass sie nicht viel Zeit hatten: Schon in weniger als einer Stunde würden die ersten Darsteller die Arena betreten, Vorbereitungen treffen, einzelne Szenen nochmal proben. Bis dahin mussten Titus und Lucius das Bauwerk ungesehen verlassen haben. Die Mächtigen dieser Stadt waren zwar Freunde und sogar finanzielle Gönner der Unterhaltung. Doch dies bedeutete gleichzeitig, dass sie den Spektakeln ihre Regeln aufprägten, und klare Vorstellungen dazu hatten, wer wann und wo in den Genuss der Darstellungen und der Darstellungsorte kommen durfte. Unbefugte Zuschauer noch vor der eigentlichen Premiere waren mehr als unerwünscht. Zwar durfte ein heimlicher Besuch der Dreizehnjährigen mit etwas Glück als ein Lausbubenstreich durchgehen, doch ohne Strafe und Züchtigung würden auch sie nicht davonkommen.

Aber noch blieb den beiden Brüdern ein wenig Zeit. Reglos starteten sie in die Wasserlache in der Arena. Ihre Augen trafen sich über die Spiegelfläche hinweg.

Was nun geschah, war ein singulärer Vorfall in der Geschichte der Erde, vermutlich in der Geschichte des Weltalls. Ein Moment, bei dem durch Zufall alles zusammenkam; bei dem die Zahnräder von Zeit, Raum und Mensch perfekt aufeinander abgestimmt waren. Nichts von Bedeutung

wäre passiert, hätte in diesem einen Augenblick einer der beiden etwas so Unbedeutendes getan wie zu blinzeln. Oder den Blick abzuwenden.

Aber sie blinzelten nicht, ihre Augen blieben über die spiegelglatte Wasseroberfläche hinweg ineinander verhakt.

Ein Blitz tauchte das Amphitheater in helles Licht.

Lucius und Titus schrakten auf, als die Welt um sie herum für einen Sekundenbruchteil aus der Dunkelheit auftauchte. Alarmiert hoben die Brüder den Blick und machten fast augenblicklich einen hellen Punkt am Nachthimmel aus. Direkt über ihnen strahlte ein Stern. Ein Stern viel größer als alle anderen. Er pulsierte, schien zu atmen, wurde größer und kleiner. Ob es dieser Stern gewesen war, welcher eben den hellen Lichtpuls ausgesandt hatte?

Titus senkte den Blick, sah seinen Bruder über die Arena hinweg an und hob die Hand, damit andeutend, dass er zu ihm hinüberkommen würde. Als Lucius nickte, machte Titus sich unverzüglich auf den Weg, stieg ein paar Ränge hinab, lief auf die zu seiner Linken liegende kurze Seite des Amphitheaters zu. Immer wieder hob er kurz den Blick, um zu schauen, wie weit sein Bruder noch von ihm entfernt war.

Er hatte es nur diesen kurzen Blicken zu verdanken, dass er nicht direkt in sein Verderben lief.

Erschrocken hielt Titus inne. Nur mit Mühe widerstand er der Versuchung, sich die Augen zu reiben. Das, was er nun sah, verschlug ihm den Atem. Dort, direkt zu seinen Füßen, wo eben noch die Ränge in die Höhe gewachsen waren, fehlten Teile des Bauwerks. Das Amphitheater war nicht länger vollständig!

Der oberste Abschnitt der kurzen Seite war nicht länger vorhanden. Schwärze zeigte sich dort, wo eben noch der Mond die Sitzreihen mit fahlem Licht bedacht hatte. Keilförmig fraß sich die Dunkelheit in die Arena hinein, oben breit und auf der Höhe des zwanzigsten Ranges in einer Spitze tiefster Schwärze endend.

Einer Eingebung folgend, sah Titus hinter sich und seine Beunruhigung wuchs. Auf der anderen kurzen Seite des Gebäudes bot sich ihm das gleiche Bild. Alarmiert drehte er sich um die eigene Achse aber die Schäden schienen auf diese beiden Orte beschränkt zu sein.

Auch Lucius schien die Veränderungen bemerkt zu haben und war seinerseits ein paar Ränge hinabgestiegen. Sie trafen sich auf Höhe des fünfzehnten Ranges, um sich anschließend gemeinsam in Richtung des schwarzen Keils vorzutasten. Jeder Schritt war wohlüberlegt; Titus verlagerte sein Gewicht nur zögerlich auf den jeweils vorderen Fuß. War die strukturelle Integrität des Gebäudes in Mitleidenschaft gezogen?

Würden die Sitzreihen jeden Moment unter ihnen nachgeben? Bei der massiven Bauweise des Amphitheaters konnten die Brüder sich eigentlich nicht vorstellen, dass ihnen der Halt unter den Füßen wegbrechen würde, aber ein wenig Vorsicht hatte noch niemandem geschadet.

Noch drei Reihen, noch zwei, noch eine. Sie hielten an und beugten sich vor, fixierten das Ende des Keils. Sie sahen: Nichts. Die Steine schienen wie mit dem Lineal gezogen abgeschnitten zu sein, nichts als Schwärze schloss sich an die fahlen weißen Steine an.

Mutig streckte Lucius die Hand aus und tauchte sie einen Zentimeter in die Dunkelheit: Die Fingerkuppen wurden vollständig verschluckt – hastig zog er die unversehrte Hand zurück. Sein nervöses Lächeln zeigte, dass ihm weniger gut zumute war, als er zugeben wollte. Als er mit dem Kinn zurück zu dem vorhin benutzten Zugang deutete, brauchte es keinerlei Überzeugungsarbeit: Sichtbar erleichtert trat Titus hinter seinem Bruder den Rückweg an.

Mit zunehmendem Abstand zum schwarzen Keil kehrte ihre Zuversicht zurück. Umso härter traf Titus die Erkenntnis, dass die Schwärze doch an mehr Stellen als zuerst gedacht zugeschlagen hatte. Die Durchgänge hinein in das Bauwerk endeten nach wenigen Metern vor einer Wand aus Dunkelheit. Keiner der beiden traute sich hindurch zu gehen und mit kontinuierlich abnehmender Hoffnung eilten sie durch das Amphitheater, bloß, um an jedem ehemaligen Durchgang die nächste Enttäuschung zu erleben.

Langsam lief ihnen die Zeit davon, die Nacht neigte sich dem Ende zu. Und mit dem Aufgehen der Sonne wurde das Ausmaß der Auswirkungen des Lichtpulses des dort oben noch immer strahlenden Sternes sichtbar: Auf den Schmalseiten des Bauwerks fehlten große Teile der Substanz, aber auch die vertikalen Steinseiten der Ränge blieben trotz Tageslicht schwarz. Ebenso die Tore in das Innere des Amphitheaters und die Flächen unter den Bögen des das Amphitheater krönenden Umlaufs.

Keiner der beiden sprach es an, aber beide warteten mittlerweile voller Ungeduld auf die bis vor eine Stunde noch gefürchteten Arbeiter, Wachmänner und Schausteller. Sie würden ein Zeichen für die Rückkehr zur Normalität bedeuten. Bald würde Leben in das Bauwerk zurückkehren. Immerhin nahte der Beginn der Naumachie.

Doch es kam niemand.

Sie blieben allein.

Titus und Lucius setzten sich auf eine der beiden Terrassen, direkt oberhalb einer der Durchgänge in die Arena. Während der folgenden halben Stunde suchten ihre Blicke fortlaufend das Amphitheater ab. Mit der

fortschreitenden Zeit ließ jedoch auch die Hoffnung nach, und ihre glasigen Augen blieben immer länger an einzelnen Gegenständen hängen. Sie schlossen nun öfter die Augen, um sie vor der zunehmend aggressiveren Sonne zu schützen. Zunehmend entmutigt, legten sie die Köpfe auf die Brüstung ab und hoben nur hin und wieder den Blick. Schließlich verließen sie ihren Aussichtspunkt und suchten nahe der Arenamauer Schutz vor der Hitze. Für die Entdeckung ihrer hoffentlich bald auftauchenden Retter verließen sie sich ab nun ausschließlich auf ihren Gehörsinn.

Die Sonne erreichte ihren höchsten Stand und begann anschließend wieder zu sinken. Durst und Hunger hatte längst von den Brüdern besitz ergriffen. Das flache, schon jetzt von der Sonne aufgeheizte Wasser in der Arena stillte immerhin eines der beiden Bedürfnisse, führte aber zu Bauchschmerzen.

Die Nacht kam, und die Nacht ging.

Mehr als 24 Stunden befanden sie sich mittlerweile bereits in dem glorreichen Gefängnis. Titus und Lucius hatten mittlerweile jeden Winkel des Amphitheaters abgesucht, aber keinen Ausweg gefunden. Außerdem hatten sie festgestellt, dass nicht nur Menschen den Ort zu meiden schienen; auch andere Lebewesen ließen sich nicht blicken. Kein Vogel, keine Katze, nicht einmal eine Fliege verirrte sich in den Steinkoloss.

In ihrer von Zukunftsträumen dominierten Jugendlichkeit waren sie bis zum zweiten Morgen im Amphitheater in der Lage, den Glauben, über kurz oder lang würde jemand kommen und ihnen helfen, zumindest nicht ganz auf zu geben. Ihre Abwesenheit war sicherlich längst bemerkt und was auch immer die Veronesen von dem Betreten des Bauwerks abhielt, sie würden sicherlich bald einen Weg hineinflinden.

Aber dann kam Lucius der Gedanke, dass es nicht auszuschließen war, dass es gar keinen Weg hinein oder heraus mehr gab. Oder dieser erst in Tagen oder Wochen entdeckt würde. In diesem Fall wäre ihr Ende absehbar.

Ihr Ende. Vielleicht würden sie ihre letzten Stunden hier verbringen: Der Tod an einem Ort, an dem Unterhaltung und Sterben so oft Hand in Hand gingen.

In der Hoffnung, sein Bruder würde ihm widersprechen, würde ihm neue Hoffnung geben, schilderte Lucius ihm seine Befürchtungen. Niedergeschlagen musste er feststellen, dass Titus längst zu einer ähnlichen Schlussfolgerung gelangt war.

Die Panik kam nicht schlagartig, sondern schlich sich langsam an sie heran, höhle wie ein steter Tropfen ihre Zuversicht aus. Nackte Angst

ergriff zunehmend Besitz von ihnen, bis sie schließlich kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnten.

War es eine Bestrafung durch die Götter? Eine Prüfung? Ein Wachtraum? Sie beteten, warfen sich auf die Knie. Sie rissen sich mit den Fingernägeln die Haut an der Brust auf, um den Allmächtigen ein Opfer zu bringen.

Doch es half alles nichts.

Hilfe wollte nicht kommen.

Noch bevor sein Körper aufgab, ging Lucius' Geist. Nach drei Tagen der Isolation verlor er den Verstand, schlug seinen Kopf gegen die Steine blutig und saß dann den Großteil seiner verbleibenden Lebenszeit mit dem Oberkörper hin und her wiegend vor der Schwärze der Pforte, durch die sie einst das Amphitheater betreten hatten. Alle paar Sekunden tauchte er seine Hand in die Dunkelheit, um sie intakt wieder heraus zu nehmen.

Entkräftet beobachtete Titus seinen Bruder aus wenigen Metern Entfernung. Er hielt ihn nicht zurück, ging doch anscheinend keine Gefahr von dem Eintauchen in die Schwärze aus. Sie hatten längst herausgefunden, dass ihre Arme nicht lang genug waren, an das Ende der Schwärze vorzudringen. Außerdem hatten sie sich getraut, ihren Kopf hinein zu stecken. Zwar konnten sie nichts erkennen, aber immerhin gab es keine Folgeschäden. Vermutlich war die Schwärze somit begehbar und eine Durchquerung wäre möglich. Es war einer der wenigen Hoffnungsschimmer, der ihnen geblieben war.

Und trotz der mit der Dunkelheit verbundenen Hoffnung kam es für Titus unerwartet, als sein Bruder sich plötzlich aufrichtete, in die Schwärze trat – und verschwand. Kein Wort zum Abschied, kein letzter Blick.

Titus wurde seinen Bruder nie mehr wiedersehen.

Eine Woche später starb Titus an Nahrungsmangel. Er hatte vor der Schwärze, die seinen Bruder verschluckt hatte, bis kurz vor seinem eigenen Ende auf dessen Rückkehr gewartet. Den Mut, ihm zu folgen, hatte er nicht besessen.

Sein eigener Ruheplatz wurde die Mitte der Arena.

Möglichst weit entfernt von der verräterischen Schwärze.

Kapitel 1

Silbernes Licht.

Eine bessere Beschreibung fiel ihm nicht ein. Um Tageslicht handelte es sich keinesfalls. Und von einer Glühbirne schien das Licht ebenso wenig zu stammen.

»Merkwürdig«, murmelte James, vollständig aus der dunklen, rechteckigen Öffnung heraustretend. Seine FüÙe hinterließen Fußspuren im Staub, das Holz knarrte. Er warf einen Blick zurück und erkannte, dass der eben benutzte Durchgang in die Dachschräge eingelassen war. Sein Blick wanderte an den alten Balken hinauf. Einen staubigen Dielenboden überspannend, wechselten sie sich mit kleinen Gauben ab, durch deren verdrehten quadratischen Scheiben das undefinierbare Licht drang. Der durch seine FüÙe aufgewirbelte Staub tanzte wie in Zeitlupe. Er glitzerte unbeständig beim Durchqueren der Lichtstrahlen.

»Mondlicht!«, erkannte er plötzlich, verzog darauf sofort verwirrt das Gesicht. James trat an das ihm am nächsten liegende Fenster und öffnete es. Das Quietschen der Scharniere schien ihm unnatürlich laut in der sonst herrschenden Totenstille.

Eisige Luft kroch träge durch den Rahmen hinein, sich vorwärts tastend wie eine hungrige Schlange in einen Kaninchenbau. Fröstelnd steckte er sein T-Shirt in die Hose: Noch vor wenigen Sekunden hatte er in der prallen Julisonne geschwitzt. Doch hier war es nicht nur winterlich kalt, es herrschte außerdem tiefste Nacht: Sterne standen am Himmel und der volle Mond sah hinab auf den Schnee und tauchte Felder und Bäume in silbernes Blau. Ein paar hundert Meter entfernt konnte James sogar einen zugefrorenen See entdecken.

Der Dreizehnjährige zog seinen Kopf zurück und sah sich nachdenklich um. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Bloß was? Steckte vielleicht seine Schwester dahinter? Wirklich überraschen würde ihn das nicht: Die Beziehung zu seiner vier Jahre älteren Schwester war schon lange nicht mehr von Zuneigung und Vertrauen geprägt. Ein bitteres Lächeln zog seine Mundwinkel in die Höhe; er war sich nicht sicher, ob die Gestik nicht nur ein Beruhigungsversuch für seine blanken Nerven war. Denn sein Herz schlug ihm längst bis zum Hals; der Speicher war mehr als nur unheimlich.

Argwöhnisch sah er sich erneut um, dabei den gefühlten sicheren Platz am Fenster vorerst nicht aufgebend. Der riesige, etwa 20 mal 40 Meter messende und von Dachschrägen überspannte Speicher war leer – sah man von den einzelnen, achtlos entsorgten Kartons ab. Außerdem lehnte ein alter Stuhl, dem ein Bein fehlte, an der Dachschräge direkt neben dem in den Boden eingelassenen Durchgang in das darunter liegende Geschoss. Die Luke mit der darauf angebrachten ausklappbaren Leiter lag mittig im langgezogenen Dachboden. Dahinter meinte James außerdem noch eine alte Matratze zu erkennen, doch aufgrund der Dunkelheit konnte er sich nicht sicher sein. Als er zwei Schritte darauf zuing, erblickte er

plötzlich zwei helle Punkte direkt über dem Gegenstand, der sich tatsächlich als Matratze herausstellte. Eine Reflektion? Oder zwei Augen? Entgegen seinen Instinkten ging er einen Schritt weiter vor. Die Punkte verschwanden – als hätte jemand das Licht ausgeschaltet – und aus den Schatten löste sich eine Katze, welche schnell den Abstand zwischen James und sich selbst vergrößerte.

»Dachte schon, ich hätte dich gefunden!«, sagte er laut, wie um sich selbst zu beruhigen. »Linda?«

Seine Stimme hallte dumpf nach.

Und erneut kehrte diese unnatürliche Stille ein.

»Kannst dich ruhig zeigen!«, sagte er, anschließend in Schweigen verfallend. Absichtlich keinen Ton von sich gebend, wartete er bewegungslos ... wartete noch ein wenig länger ... und steckte schließlich ein weiteres Mal den Kopf aus dem Fenster. Dieses Mal allerdings nur kurz, seinen Rücken nicht länger als notwendig ungedeckt lassend.

»Verdammt«, murmelte er leise – und dieses Mal schwang eindeutig Besorgnis und keimende Panik in seiner Stimme mit.

Seine Schwester hatte hiermit nichts zu tun, davon war er nun überzeugt. Hier waren andere Mächte am Werk. Denn dort, wo die im Dachstuhl eingelassene Tür auf ... nun, zumindest auf etwas Greifbares führen sollte, befand sich auf der anderen Seite nichts außer Dach. Und nichtsdestotrotz war James eben erst durch die von außen aus unsichtbare Tür auf den Dachboden gelangt.

Er zog den Kopf zurück, schloss das Fenster und lehnte sich gegen eine Dachstrebe. Die Augen einen Augenblick lang schließend, versuchte er Ordnung in das Chaos seiner Gedanken zu bringen. Zunehmend schwer fiel ihm dies deswegen, weil sein gesamtes Wesen längst nur noch ein Ziel hatte: Schnellstmöglich von hier zu verschwinden.

Fakt war, dass er sich in einen Tunnel hinabgelassen hatte. In einen Tunnel, dessen Anfang unter einer Luke lag. Diese Luke wiederum, befand sich in einem Zelt auf einem öffentlichen Zeltplatz. Allein diese Gegebenheit war an sich schon mehr als suspekt! Wer legte sich unter seinem Zelt schon einen Keller an? Aber noch weitaus merkwürdiger war, dass dieser Hohlraum ihn unerklärlicherweise hierher, auf den Speicher eines offensichtlich großen Hauses geführt hatte. In ein Haus, um welches herum das Wetter verrücktspielte und es bereits Nacht war.

»Also träume ich«, stellte er erleichtert fest. »Umso einfacher die Erklärung, desto wahrscheinlicher, dass sie stimmt!« Eine der Weisheiten seines Vaters².

In dem jetzt vorliegenden Fall sprach neben dem Orts-, Zeit- und Wetterwechsel auch die unnatürliche Stille für die Überlegung, er sei einfach eingeschlafen: Außer seinem Atmen war kein einziges Geräusch zu vernehmen. Eine unheimliche, ihn beunruhigende Stille.

Und doch ... Er realisierte, dass er bloß nach einer Erklärung suchte. Nach einer Lösung, welche nicht auf Zauberei oder anderen unheimlichen Dingen fußte.

Denn er wusste trotz allem: Das hier war kein Traum.

Alles schien zu real: Die feine Holzmaserung des Fensterrahmens im Mondlicht, das Muster seines T-Shirts, seine Uhr ... Es war fast zwölf. Zwölf Uhr mittags. Und damit waren seit seiner Ankunft hier kaum drei Minuten

...

Erschrocken unterbrach James seinen Gedankengang und starrte gebannt auf den Sekundenzeiger, der sich wie betrunken Mal schneller und Mal langsamer bewegte. Dann blieb er kurz stehen – und begann mit neu gefundener Kraft erneut und gleichmäßig zu ticken.

James hätte fast aufgeschrien. Denn zusammen mit dem erstarkten, fast schon selbstbewusst klingenden Ticken seiner Armbanduhr kehrte Leben zurück in die Welt. Schnee fiel und ein Hund bellte den Mond an.

Die Welt um ihn herum war schlagartig zum Leben erwacht.

Silbernes Licht.

Eine bessere Beschreibung fiel ihm nicht ein. Um Tageslicht handelte es sich keinesfalls. Und von einer Glühbirne schien das Licht ebenso wenig zu stammen.

»Merkwürdig«, murmelte James, vollständig aus der dunklen, rechteckigen Öffnung heraus tretend. Seine Füße hinterließen Fußspuren im Staub, das Holz knarrte. Er warf einen Blick zurück und erkannte, dass der eben benutzte Durchgang in die Dachschräge eingelassen war. Sein Blick wanderte an den alten Balken hinauf. Einen staubigen Dielenboden überspannend, wechselten sie sich mit kleinen Gauben ab, durch deren verdreckten quadratischen Scheiben das undefinierbare Licht drang. Der

² Allerdings hatte sein Vater auch einst mit überzeugter Miene mitgeteilt, dass Meerschweinchen so hießen, weil sie von Südamerika aus über das Meer nach Europa geschwommen waren.

durch seine FüÙe aufgewirbelte Staub tanzte wie in Zeitlupe. Er glitzerte unbeständig beim Durchqueren der Lichtstrahlen.

»Mondlicht!«, erkannte er plötzlich, verzog darauf sofort verwirrt das Gesicht. James trat an das ihm am nächsten liegende Fenster und öffnete es. Das Quietschen der Scharniere schien ihm unnatürlich laut in der sonst herrschenden Totenstille.

Eisige Luft kroch träge durch den Rahmen hinein, sich vorwärts tastend wie eine hungrige Schlange in einen Kaninchenbau. Fröstelnd steckte er sein T-Shirt in die Hose: Noch vor wenigen Sekunden hatte er in der prallen Julisonne geschwitzt. Doch hier war es nicht nur winterlich kalt, es herrschte außerdem tiefste Nacht: Sterne standen am Himmel und der volle Mond sah hinab auf den Schnee und tauchte Felder und Bäume in silbernes Blau. Ein paar hundert Meter entfernt konnte James sogar einen zugefrorenen See entdecken.

Der Dreizehnjährige zog seinen Kopf zurück und sah sich nachdenklich um. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Bloß was? Steckte vielleicht seine Schwester dahinter? Wirklich überraschen würde ihn das nicht: Die Beziehung zu seiner vier Jahre älteren Schwester war schon lange nicht mehr von Zuneigung und Vertrauen geprägt. Ein bitteres Lächeln zog seine Mundwinkel in die Höhe; er war sich nicht sicher, ob die Gestik nicht nur ein Beruhigungsversuch für seine blanken Nerven war. Denn sein Herz schlug ihm längst bis zum Hals; der Speicher war mehr als nur unheimlich.

Argwöhnisch sah er sich erneut um, dabei den gefühlten sicheren Platz am Fenster vorerst nicht aufgebend. Der riesige, etwa 20 mal 40 Meter messende und von Dachschrägen überspannte Speicher war leer – sah man von den einzelnen, achtlos entsorgten Kartons ab. Außerdem lehnte ein alter Stuhl, dem ein Bein fehlte, an der Dachschräge direkt neben dem in den Boden eingelassenen Durchgang in das darunter liegende Geschoss. Die Luke mit der darauf angebrachten ausklappbaren Leiter lag mittig im langgezogenen Dachboden. Dahinter meinte James außerdem noch eine alte Matratze zu erkennen, doch aufgrund der Dunkelheit konnte er sich nicht sicher sein. Als er zwei Schritte darauf zuing, erblickte er plötzlich zwei helle Punkte direkt über dem Gegenstand, der sich tatsächlich als Matratze herausstellte. Eine Reflektion? Oder zwei Augen? Entgegen seinen Instinkten ging er einen Schritt weiter vor. Die Punkte verschwanden – als hätte jemand das Licht ausgeschaltet – und aus den Schatten löste sich eine Katze, welche schnell den Abstand zwischen James und sich selber vergrößerte.

»Dachte schon, ich hätte dich gefunden!«, sagte er laut, wie um sich selber zu beruhigen. »Linda?«

Seine Stimme hallte dumpf nach.

Und erneut kehrte diese unnatürliche Stille ein.

»Kannst dich ruhig zeigen!«, sagte er, anschließend in Schweigen verfallend. Absichtlich keinen Ton von sich gebend, wartete er bewegungslos ... wartete noch ein wenig länger ... und steckte schließlich ein weiteres Mal den Kopf aus dem Fenster. Dieses Mal allerdings nur kurz, seinen Rücken nicht länger als notwendig ungedeckt lassend.

»Verdammt«, murmelte er leise – und dieses Mal schwang eindeutig Besorgnis und keimende Panik in seiner Stimme mit.

Seine Schwester hatte hiermit nichts zu tun, davon war er nun überzeugt. Hier waren andere Mächte am Werk. Denn dort, wo die im Dachstuhl eingelassene Tür auf ... nun, zumindest auf etwas Greifbares führen sollte, befand sich auf der anderen Seite nichts außer Dach. Und nichtsdestotrotz war James eben erst durch die von außen aus unsichtbare Tür auf den Dachboden gelangt.

Er zog den Kopf zurück, schloss das Fenster und lehnte sich gegen eine Dachstrebe. Die Augen einen Augenblick lang schließend, versuchte er Ordnung in das Chaos seiner Gedanken zu bringen. Zunehmend schwer fiel ihm dies deswegen, weil sein gesamtes Wesen längst nur noch ein Ziel hatte: Schnellstmöglich von hier zu verschwinden.

Fakt war, dass er sich in einen Tunnel hinab gelassen hatte. In einen Tunnel, dessen Anfang unter einer Luke lag. Diese Luke wiederum, befand sich in einem Zelt auf einem öffentlichen Zeltplatz. Allein diese Gegebenheit war an sich schon mehr als suspekt! Wer legte sich unter seinem Zelt schon einen Keller an? Aber noch weitaus merkwürdiger war, dass dieser Hohlraum ihn unerklärlicherweise hierher, auf den Speicher eines offensichtlich großen Hauses geführt hatte. In ein Haus, um welches herum das Wetter verrücktspielte und es bereits Nacht war.

»Also träume ich«, stellte er erleichtert fest. »Umso einfacher die Erklärung, desto wahrscheinlicher, dass sie stimmt!« Eine der Weisheiten seines Vaters³.

In dem jetzt vorliegenden Fall sprach neben dem Orts-, Zeit- und Wetterwechsel auch die unnatürliche Stille für die Überlegung, er sei

³ Allerdings hatte sein Vater auch einst mit überzeugter Miene mitgeteilt, dass Meerschweinchen so hießen, weil sie von Südamerika aus über das Meer nach Europa geschwommen waren.

einfach eingeschlafen: Außer seinem Atmen war kein einziges Geräusch zu vernehmen. Eine unheimliche, ihn beunruhigende Stille.

Und doch ... Er realisierte, dass er bloß nach einer Erklärung suchte. Nach einer Lösung, welche nicht auf Zauberei oder anderen unheimlichen Dingen fußte.

Denn er wusste trotz allem: Das hier war kein Traum.

Alles schien zu real: Die feine Holzmaserung des Fensterrahmens im Mondlicht, das Muster seines T-Shirts, seine Uhr ... Es war fast zwölf. Zwölf Uhr mittags. Und damit waren seit seiner Ankunft hier kaum drei Minuten

...

Erschrocken unterbrach James seinen Gedankengang und starrte gebannt auf den Sekundenzeiger, der sich wie betrunken Mal schneller und Mal langsamer bewegte. Dann blieb er kurz stehen – und begann mit neu gefundener Kraft erneut und gleichmäßig zu ticken.

James hätte fast aufgeschrien. Denn zusammen mit dem erstarkten, fast schon selbstbewusst klingenden Ticken seiner Armbanduhr kehrte Leben zurück in die Welt. Schnee fiel und ein Hund bellte den Mond an.

Die Welt um ihn herum war schlagartig zum Leben erwacht.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/zeittüren/